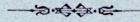


LIBRARY A-9308
Ein armer Hirte

im einsamen Thal.



Lebensbild

des

weiland Pastor

Alexander von Sengbusch.



Als Manuscript gedruckt.



Reval 1885.

Gedruckt in der Chfl. Synodal-Buchdruckerei.

21/500 000

Ein armer Hirte im einsamen Thal.

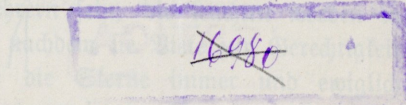
Lebensbild

des

weiland Pastor

Alexander von Sengbusch.

5-A



Als Manuscript gedruckt.

Reval 1885.

Gedruckt in der Chstl. Synodal-Buchdruckerei.

im neuen Jahre

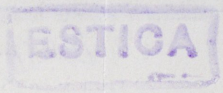
im neuen Jahre

2. A



Дозволено цензурою. — Ревель, 13-го Февраля 1885 года.

Alexander von Schenck



A-9308

Febr. 1885

Vertrieb in der Buchhandlung

Zwei Jahre sind nun vergangen, seit der Gottesmann, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sein sollen, hochbetagt und müde zu seiner Ruhe eingegangen, ein Veteran im Dienste Jesu, seiner Zeit einer der hervorragendsten Zeugen von der Gnade in Christi Blut innerhalb der evangelischen Landeskirche Rußlands, dessen Name von Freund und Feind viel genannt worden, von dem Ströme des lebendigen Wassers ausgegangen, den viele Christen ihren geistlichen Vater nannten; zugleich ein Original durch und durch, wie es ihrer zu allen Zeiten nicht viele gegeben hat, heute aber fast keine mehr geben dürfte. Wenn die, so unter der Erde schlafen liegen, aufwachen werden, dann wird, so darf nach der Verheißung gehofft werden, auch er unter den Lehrern sein, die leuchten werden in des Himmels Glanz und die, nachdem sie Viele zur Gerechtigkeit gewiesen, scheinen werden wie die Sterne immer und ewiglich (Dan. 12, 3). Hier unten aber mag jetzt wohl auch an ihm erfüllt werden das Wort: „ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“ War er schon zu Lebzeiten in besonderem Maße einer unter denen, von welchen die Kirche singt: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben, obgleich sie von außen die Sonne verbrannt,“ — so ist es um so weniger zu verwundern, daß, nachdem er als „ein armer Hirte im einsamen Thal“ sein Greisenalter in immer tieferer Verborgenheit gelebt, jetzt nach seinem Sterben unter den jüngeren Zeitgenossen nicht viel von ihm geredet wird. Doch wäre es kaum zu verantworten, wenn von dem, was der Herr an ihm und durch ihn gethan, gänzlich geschwiegen würde. Er selbst, wiewohl er für seine Person allen Menschenruhm gründlich verachtete und die Schmach Christi viel lieber hatte, hat doch schon lange vor seinem Ende den

bestimmten Wunsch geäußert, daß zum Preise des Herrn von den reichen Erfahrungen seines Lebens etwas der Nachwelt verkündigt werde. Von ihm selbst wie von den Seinigen ist ein reicher Schatz von Materialien dazu gesammelt worden: Tagebücher, Correspondenzen, Predigten, Abhandlungen, gelegentliche Aufzeichnungen, kleine Druckschriften u. dgl. Es ließe sich daraus wohl eine umfassende Biographie von höchstem Interesse zusammenstellen, in welcher sich nicht bloß viel Erbauliches aus dem inneren Leben finden, sondern auch ein gut Stück Kirchen- und Zeitgeschichte spiegeln dürfte. Wenn dennoch bisher keine Feder sich dafür gefunden hat, und auch diese Blätter sich ein so hohes Ziel nicht gesteckt haben, sondern nur ein kleines, vielfach lücken- und mangelhaftes Lebensbild des Entschlafenen bieten können, so sei zur Erklärung dessen auf ein Dreifaches hingewiesen.

Einmal würde die Abfassung einer ausführlichen Lebensbeschreibung ein nicht leichtes Studium erfordern: Entzifferung, Sichtung, Ordnung jenes reichen Materials; und es hat sich unter denen, die den Heimgegangenen gekannt, Niemand finden lassen, der zu solcher großen Arbeit Zeit und Geschick hätte. Beides steht dem Schreiber dieses, welchem von den Kindern mit dankenswerthem Vertrauen die Feder in die Hand gegeben worden, leider nicht zur Verfügung.

Weiter bringt es die eigenthümliche Subjectivität des Verstorbeneu mit sich, daß in den von ihm hinterlassenen, besonders charakteristischen Aufzeichnungen vielfach andere Persönlichkeiten mitberührt werden, deren Hereinziehung ihnen selbst, soweit sie noch unter den Lebenden weilen, oder im anderen Falle ihren Angehörigen nicht erwünscht sein dürfte.

Endlich aber — und das ist der Hauptpunkt — böte für eine eingehende Biographie eben die durchaus originelle, aus vielen scheinbaren Widersprüchen zusammengesetzte Subjectivität des Mannes, wie sie schon angedeutet, sehr große und für den Schreiber dieses wenigstens kaum überwindliche Schwierigkeiten. Es schreibt darüber eine langjährige verehrte Freundin desselben, die ihn gekannt hat wie nur Wenige: „Die Aufgabe eines Lebensbildes oder gar einer eingehenden Biographie des theuren alten Vaters ist mir von je

und je als eine sehr schwierige, ja vielleicht unausführbare vorgekommen, weil Niemand ihn dazu genug gekannt und erkannt hat. Seinen nächsten und liebsten Freunden blieb er oft und bis zuletzt wie ein vielsinniges Räthsel vor der Seele stehen, mit Widersprüchen und Sonderbarkeiten in seiner Eigenart, die man nicht klar zu legen verstand, für sich und für Andere nicht. Man ließ es dann gern auf sich beruhen, weil man ihn liebte, hoch hielt, an ihn glaubte, wie — ja, verstehe mich nur recht — wie an einen Glaubensartikel, dessen Dunkelheiten uns ja nicht irre werden lassen an dem Lichtstrom des Wortes Gottes, das, in ihm lebendig eingefasst, immer wieder mit seinen Lebenswassern uns berührt, erfrischt, reinigt, weiter trägt. Du weißt, daß ich den theuren Vater sehr geliebt und hoch gehalten, auch zu seiner Zeit viel und herzlich mit ihm verkehrt habe; aber gekannt habe ich ihn so eigentlich doch nicht. Er half dazu gar nicht mit, indem er sich selbst und sein Leben in und mit und zu Gott, resp. seine Führung, historisch gefasst, nie herausgab, höchstens in aphoristischer Blitzandeutung. Seine Hauptkraft, die Gott zugewandte Lichtseite seines Lebens lag in seinem unentwegt festgehaltenen Liebesverkehr mit seinem Jesus. Dem sagte er Alles, dem trug er Alles zu, sein Thun und sein Irren, seine Liebe und seine Sünde. Da suchte er Alles, was er brauchte, Vergebung und Absolution, und fand sie. Das spann sich aber still und unbemerkt in seinem stillen, verriegelten Kämmerlein ab und in der Stille der Nacht, Auge in Auge, von unten nach oben und von oben nach unten. Darin liegt auch vielleicht das Geheimniß seiner Abgeschlossenheit und Einsamkeit zu und mit den Menschen; er brauchte sie nicht. Darum aber auch weiß man so wenig von ihm und versteht auch nicht, sein Bild authentisch, lebensgetreu zu zeichnen. Nach außen trug er sich ja oft schroff und unverständlich und abwehrend und ist denn auch vielfach unverstanden und mehr noch mißverstanden geblieben. Der „arme Hirte im einsamen Thal“ wird diesen Weg auch nach seinem Tode einhalten. Die Herrlichkeit und das Leuchten wie des Himmels Sterne ist dem Himmel aufbehalten.“

Im Anschluß an die vorstehenden treffenden Bemerkungen erteilte die erfahrene Brieffstellerin der lieben Tochter des „armen

Sirten“ den Rath, sie möchte aus dem Selbsterfahrenen und aus ihren Erinnerungen ein kurzes Lebensbild des Vaters zusammenstellen, ganz subjectiv und nur für die Allernächsten, die Kinder und Großkinder namentlich, bestimmt. Dies ist geschehen. Das betreffende Manuscript, welches dem Druck zu übergeben die Verfasserin sich nicht entschließen mochte, ist dem Schreiber dieses zur Benutzung anvertraut worden; was er in den folgenden Blättern giebt, ist zum Theil dem entnommen, oft in wörtlicher Wiedergabe, nur mit Weglassung solcher Dinge, die allzu sehr die Familie allein betreffen, sowie mit Hinzufügung anderer aus der eigenen Erinnerung des langjährigen Nachbarn und Amtsgenossen, der aus dem fleißigen Verkehr mit dem Heimgegangenen viel empfangen hat.

Gebe Gott, daß, was von dem Menschen menschlich geredet wird, nicht allein den Wenigen, die den reich gesegneten Jesusjünger noch persönlich gekannt und geschätzt haben, das Bild dieses Gerechten wieder auffrische, sondern auch hier und da den Kindern einer späteren Zeit etwas biete für Herz und Geist. In Allem aber: „nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre um Deine Gnade und Wahrheit!“ —

Alexander von Sengbusch wurde am 26. November 1796 in Riga als der älteste Sohn des sehr wohlhabenden und angesehenen Großhändlers Konrad Heinrich v. S. und seiner Gattin Wilhelmine, geb. von Bartholomäe (aus Arensburg) geboren. Nach einer Familientradition soll der Urgroßvater Kurt Sengbusch aus Mecklenburg in Riga eingewandert sein. Des Letzteren Sohn, Alexander Gottschalk, hatte die noch jetzt blühende Firma A. G. Sengbusch gegründet und sich unter Katharina II. während der Statthalterzeit als Stadthaupt von Riga um seine Vaterstadt verdient gemacht, war auch geadelt worden. Alles auf diesen Bezügliche interessirte den Enkel immer besonders, und aus dem Umstande, daß alle Hauptbücher des Handelshauses aus der Zeit dieses Gründers die Ueberschrift: „im Namen Jesu“ trugen, folgerte er gern, derselbe müsse zu denen gehört haben, die am ersten nach dem Reiche Gottes trachteten. Eigene Erinnerungen

an ihn hatte übrigens der Enkel nicht mehr; wohl aber schwebte ihm die Großmutter, Anna Maria, geb. Dollern, deutlich vor, und es nahm ihn immer Wunder, wie diese, welche doch „die Kirchenlust schlecht zu vertragen“ behauptete, während sie im Theater ihre ständige Loge hatte, wohl zu dem Tischgebet gekommen sein mochte, das sie stets gehalten, und zu der Redensart: „ich bin meines Herrn Nichts.“ Als kleiner Knabe spielte er oft bei ihr in der unteren Hauptwohnung des Hauses über den Räumen des Comptoirs und wurde von ihr mit Näscherien beschenkt, einmal auch mit einem Albertusthaler, der ihn, wie er zu sagen pflegte, unaussprechlich glücklich gemacht, den ihm aber sein Vater weggenommen, weil „Kinder mit Geld Nichts anzufangen wüßten“. Dies hatte dem Knaben so herben Schmerz verursacht, daß er bis in sein hohes Alter den unauslöschlichen Eindruck nicht hat verwinden können. Er pflegte an die Erzählung die Mahnung zu knüpfen, man möge doch Kindern zeitig etwas Taschengeld zur Verfügung stellen, um ihren Verwaltungssinn zu üben, während das Gegentheil ihnen leicht sehr schaden könne. Aus dieser wie aus manchen anderen Reminiscenzen der Jugend darf vielleicht geschlossen werden, daß der Vater überhaupt sich nicht bemüht oder es nicht verstanden haben mag, sich in eine Kindesseele hinein zu denken. Auch dem Sohne ging sein Leben lang die Gabe ab, sich innerlich an die Stelle eines Anderen und in dessen Gedanken und Empfindungen zu versetzen; und dieser Mangel dient mit zur Erklärung der vielfachen Konflikte, in welche er während seines vielbewegten Lebens mit gar Manchen gerathen.

Ein wesentlicher Einfluß der Mutter auf das Gemüth des Knaben wie des Jünglings läßt sich nicht mehr konstatiren, da sie in den Jugenderinnerungen keinerlei bedeutsame Rolle spielte. Der Vater ist ein willensstarker und geistig sehr reger Mann gewesen. Er hatte, bevor er Chef des von seinem Vater begründeten Handelshauses wurde, mehrere Jahre auf Reisen im Auslande verbracht und die französische Revolution von 1789 in Paris nicht nur miterlebt, sondern auch mit Begeisterung ihre Ideen von Freiheit und Gleichheit eingesogen, leider wahrscheinlich auch die vergötternde Verehrung menschlicher Vernunft und Kraft. Bei seinem arbeits-

reichen Geschäftsleben hielt er Sonntags offene Tafel für Alles, was Wissenschaft und Künste hoch hielt. Die geistigen Größen Rigas trafen sich dort: ein Carlief Merckel, Jung-Stilling, Fochmann u. A. Der letztgenannte freisinnige Mann stiftete in seinem Testament ein Legat zur Vergrößerung des schönen Sengbusch'schen Gartens auf Sassenhof (bei Riga), wo ein würdiges Denkmal sein leibliches Herz aufnehmen sollte, weil er dort seine schönsten Stunden gefeiert. Die weiße Urne unter der Traueresche, welche die Erfüllung dieses letzten Willens bezeichnete, haben dann die Nachkommen mit mancherlei Gedanken über die Wunderlichkeiten jener „aufgeklärten“ Zeit oft angeschaut.

Alexander v. S. äußerte später häufig, die „guten Weine“ jener Sonntagsnachmittage, an denen auch Gymnasiallehrer Theil nahmen, hätten ihn „durch die Classen des Gymnasiums gejagt“, ohne daß er selbst in der Schule Ordentliches geleistet. Das Richtige hieran wird sich vermuthlich darauf reduciren, daß er sich bewußt war, mehr regellos nach den Liebhabereien seines beweglichen Geistes dies und das getrieben, als mit strenger Selbstzucht das Vorschrittmäßige gelernt zu haben. Denn daß er übrigens nicht allein eine feine allgemeine Geistesbildung im Sinne seiner Zeit und Gesellschaft sich angeeignet, sondern bei seiner hohen Begabung manchen wissenschaftlichen Studien mit Eifer und Erfolg obgelegen haben muß, bezeugen schon seine Tagebücher aus der späteren Studentenzeit. Auch war er nicht nur zeitlebens in allerlei Details des Wissens, wie sie einem Landprediger leicht außer Gebrauch kommen, überraschend orientirt, sondern es lag auch ein Bedürfniß nach Gründlichkeit in seiner Natur, vermöge dessen er bis in seine letzten Tage selbst bei leichter Lektüre kaum je eine Beziehung auf historische und politische Data durchließ, ohne sofort, wenn sie ihm etwa nicht ganz gegenwärtig waren, das Conversationslexikon zu Rathe zu ziehen.

In seine Schulzeit fielen die weltbewegenden Ereignisse von 1812. Während die mit Napoleon verbündeten Truppen gegen Riga heranrückten, ritt der flotte, in allem Sport wohl routinirte Jüngling mit der zum Schutze Rigas eiligst gebildeten Stadtgarde als Patrouille. Dabei hatte er sich einmal im Nebel den preußischen

Vorposten so weit genähert, daß man nach ihm schoß; ein anderes Mal aus der Asche Kartoffeln gegessen, die von den Preußen bei beschleunigtem Abzug zurückgelassen. Ein unauslöschlicher Eindruck war ihm von dem durch den russischen Befehlshaber angeordneten Abbrennen der Vorstadt Rigas geblieben; er hatte das grausige Schauspiel aus den Dachfenstern des fünfstöckigen väterlichen Hauses mitangesehen, während die Mutter mit den jüngeren Söhnen auf die Insel Desel zu ihren Eltern geflüchtet war.

Von Gottes Wort und zumal von der Erlösung durch Jesum Christum ist im elterlichen Hause und in dieser ganzen Jugendzeit überhaupt nie etwas an S. herangetreten. Die Bibel ward ihm nur von Hörensagen als ein sonderbares und veraltetes Buch bekannt, aus welchem jedoch ein rechtschaffener und tugendhafter Mensch manche schöne Moralregeln entnehmen könne. Einst hatten einige Kameraden eine Bibel in die Classe gebracht, um sie zu schlechten Witzen zu mißbrauchen, worin auch er Nichts Unrechtes sah. Der Religionslehrer meinte alle Wundergeschichten mit trivialster Oberflächlichkeit ganz natürlich erklären zu können. Auch aus der Confirmationslehre wußte S. sich nicht eines einzigen innerlich anfassenden Wortes zu erinnern, hatte vielmehr entschieden den Eindruck, daß der ihm als Mitgabe auf den Lebensweg zugerufene Spruch: „sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben,“ von dem würdigen Geistlichen ebenso wenig verstanden worden sei, wie damals von ihm selbst.

Im Jahre 1814 ging S. nach Heidelberg und Jena, um Jurisprudenz zu studiren, und zwar mit einem Segelschiffe, welches wegen eingetretener Windstille eine Woche lang bei Erdholm vor Anker liegen mußte. Man angelte Dorsche und ließ sie sich gut schmecken, während sonstiger Proviant bald ausgegangen war. Ein Jahr später erfolgte die Fortsetzung des Studiums in Göttingen. Wie schon erwähnt, zeigen seine Tagebücher, daß er in der That studirt und regelmäßig in vielen festgesetzten Stunden gearbeitet hat, wenn auch, wie es scheint, weniger aus wirklich lebendigem Interesse an den Fachwissenschaften, als vielmehr um des Zweckes, der Carriere willen. Es muß ein angeregter und anregender Kreis von Kameraden gewesen sein, in welchem er sich da bewegt

und großer Beliebtheit erfreut hat. Mit manchen der damaligen Genossen ist er lebenslang in engen Freundschaftsbanden geblieben, so namentlich mit Swan von Grünewaldt (später Gouverneur von Ostland, dann Senator); andere entschwanden später seinem Gesichtskreis mehr und mehr, wie Graf Keller, den er stets als einen „herrlichen Menschen“ rühmte, Graf Ranzow (nachher Minister), Stoffregen, Albanus, Baudissin, Sacken, Schwarzkopf. Sie waren alle mehr oder weniger flotte Bursche, und S. vielleicht der flottesten, mitunter auch wildesten einer. Manche lustige Geschichten erzählte er selbst aus jener Burschenzeit oft mit lachenden Augen. (Er lachte eigentlich überhaupt nur mit den Augen; die Kinder machten oft die Bemerkung, daß man des Vaters Stimme beim Lachen nie höre.) Einmal hatte eine muntere Studentengesellschaft eine Reise zum Steinhuder Meer unternommen und sich's da wohl sein lassen, bis sie entdeckten, daß kein Geld mehr da sei zur Rückreise. S. versetzte seine Uhr beim Wirth, ging mit zwei Anderen bis nach Homburg, setzte in der Spielbank — das einzige Mal in seinem Leben — und gewann gerade genug, um seine Uhr einzulösen, die gemeinsame Beche bezahlen und wieder fröhlich mit den Freunden nach Göttingen zurückkehren zu können.

Als sehr charakteristisch für die ganze innere Stellung des späteren S. ist uns übrigens bei allen dergleichen Jugenderinnerungen, die er oft in die ernstesten Gespräche als Illustrationen einzuflechten liebte, immer ein Doppeltes erschienen. Er, der mit sehr gründlicher Weltverachtung „Alles für Dreck achtete, auf daß er Christum gewinne“, übte dabei keinesweges, wie man bei seiner ascetischen Richtung hätte erwarten können, ein methodistisch scharfes Gericht in Bezug auf das Leben der „Welt“, namentlich die sog. „Mittelbänge“, sondern eine Toleranz, die Manchem zu weit ging. Und hiermit hängt das Andere zusammen: er bemühte sich durchaus nicht, die in diesen Dingen liegenden dunklen Schatten zu verbergen oder weiß zu machen, zog es vielmehr vor, dieselben gestiftentlich recht schwarz zu malen, an sich selbst wie an Anderen, indem es ihm stets darum zu thun war ad oculos zu demonstriren, wie man an einem faulen Baum Nichts Anderes als faule

Früchte suchen dürfe, wie Alles, „was nicht aus dem Glauben gehe, Sünde sei,“ und wie fadenscheinig alle natürliche Moral ohne Jesum und sein Evangelium sei.

Doch wir haben damit vorgegriffen. Einer seiner „Streiche in Göttingen“ mußte in der Hand des barmherzigen Gottes dazu dienen, ihn auf langjährigen, seltsamen Umwegen zuletzt dahin zu führen, wo seine Seele dann ihren Standpunkt für Zeit und Ewigkeit gefunden hat. Es hatten sich in Göttingen alle Deutschen aus den Ostseeprovinzen Rußlands sammt einigen Andern das Wort gegeben, eine Corporation „Ruthenia“ zu bilden. Hinter dem Rücken ihrer Seniores (S. und Graf R.) war aber ein großer Theil dem Worte untreu geworden und hatte sich als besondere „Curonia“ konstituiert. Die Seniores, die hierin einen Verrath sahen, beschloßen sich mit den Abgefallenen Mann für Mann „auszupauken“. Das gab unter vielen Duellen eines mit sehr unglücklichem Ausgang. — — S. selbst erhielt einen tiefen Hieb über die ganze Wange, deren große Narbe seinem sonst schönen Mannesgesicht für immer blieb. Als der Verwundete bewußtlos dalag, wurde ihm von einem Sekundanten, einem damals geachteten Freunde, seine Uhr entwandt. S. wurde von der Universität ausgeschlossen und von dem treuen Freunde R. auf dessen väterlichem Landgut (in Thüringen?) brüderlich gepflegt, bis er die Heimreise nach Riga antreten konnte, um dann seine juristischen Studien in Dorpat fortzusetzen.

Ueber diese letzte Studentenzeit in Dorpat fehlen ausführlichere Nachrichten; es scheint, daß sein Leben daselbst schon ein ernsteres geworden ist. Jedenfalls ist ihm hier ein anscheinend ganz geringfügiger, doch in seinen späteren Folgen entscheidender erster Anstoß zum neuen Wege geworden. Unter vielen Freunden stand ihm Leopold von Holst (später in Fellin) besonders nahe. Als S. diesen kurz vor seinem Abgang aus Dorpat im Carcer besuchte (wo derselbe für einen Andern dieses einzige Mal saß), fragte ihn im Gespräch Holst: „Wie denkst Du denn eigentlich einmal selig zu werden?“ „Nun,“ antwortet S. leichtthin, „das Gute an mir wird ja wohl von dem gerechten Richter in die eine Waagschale gelegt werden, und das wird denn hoffentlich das Ueble

in der anderen mindestens ausgleichen.“ „Nein,“ erwidert der Freund, „damit könnte ich mich nicht beruhigen; ich denke, es muß doch wahr sein, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sei, der als Verfühner für uns Menschen gestorben; sonst wüßte ich nicht, was ich beginne.“ Mit Schrecken und Mitleid sieht ihn darauf S. kopfschüttelnd an, geht zu anderen Kameraden und verkündigt ihnen mit voller Ueberzeugung: „Denkt euch, das hat mir unser L. G. gesagt! Der kluge, vortreffliche G., der arme Mensch, er ist verrückt geworden! Schade, schade um ihn!“

Man redet heutzutage unter den Christen viel von plötzlichen Befehrungen, und Viele sind geneigt, solche eigentlich für das Normale, für die Regel zu halten, wenigstens in dem Lebenslaufe solcher Menschen, die nicht in ihrer Kindheit schon Gnadenzüge Gottes und mehr oder weniger starke Eindrücke davon empfangen haben. Wenn je ein Mensch, ähnlich wie der Apostel Paulus, sich eines scharfen Contrastes zwischen dem Sonst seiner Jugend und dem Jetzt seines späteren Lebens bewußt sein konnte; wenn je von einem gesagt und je gesehen werden konnte: „Das Alte ist vergangen, es ist Alles neu worden,“ — so war es unser Sengbusch. Da sollte man nun also bei ihm ganz besonders eine plötzliche Befehrung erwarten. Aber er selbst hat an seinem Lebensabend einem vertrauten Freunde auf dessen Frage danach gesagt: mit einem Schlage gleich ein Neuer sei er nicht geworden; er sei sich nur mehrfach wiederholter innerer Erlebnisse deutlich bewußt, durch welche, als durch eine Kette von immer stärkeren Wirkungen des Geistes, sein Herz immer näher zum Heiland gezogen worden. Eines der ersten Glieder dieser Kette war jenes Gespräch mit G. Das ihm zuerst total unverständliche Freundeswort muß eben, obgleich er scheinbar der Alte blieb, in ihm still fortgearbeitet haben.

Allen, die S. später gekannt, hat er dann wohl von einem zweiten Gliede der Kette geredet, von seiner Erfahrung „auf der Dünabrücke“. Als er, nach dem Abgange von Dorpat 1816, mehrere Monate oder mindestens Wochen danach, in Riga über die Flossbrücke nach der Villa seines Vaters hinausreitet, durchblickt es ihn plötzlich mit lichtvoller Gewißheit: „Solst hat Recht!“ — Das war ein für immer stark entscheidender Moment, den er

nie vergessen konnte. Aber war es darum wirklich, was man eine plötzliche Befehung zu nennen liebt? Einmal ist ja nicht zu verkennen, daß, was da innerlich geschah, gar nicht hätte geschehen können ohne die vorhergegangenen Eindrücke; dann aber auch wissen wir wiederum aus seinem eigenen Munde, daß nach dieser Stunde immerhin Vieles noch längere Zeit in ihm sehr unklar und verworren, Manches in seinem äußeren Leben ebenfalls noch sehr unfertig geblieben ist, auch manche längere oder kürzere Zwischenzeiten gewesen sind, wo ihm der Eindruck sehr verblaßt war. Unterfangen wir uns nicht, das stille, verborgene Walten des Geistes Jesu in ihm mit der Lupe besehen und analysiren zu wollen; sondern freuen wir uns der Gnade Gottes, des Stärkeren, der über diesen Starken gekommen, daß er ihn selbst, und dann durch ihn Viele, zu sich zöge aus lauter Güte.

Aus der Zeit des Ueberganges vom Alten zum Neuen, wo übrigens S. noch kaum durch sein äußeres Verhalten in Konflikte mit seinen sehr anders gerichteten Umgebungen gekommen zu sein scheint, liegt uns ein bezeichnendes Urtheil über ihn vor. Auf den Wunsch seines Vaters sollte er sich in Arensburg dem Großvater mütterlicherseits, v. Bartholomäe, vorstellen, welchen der Schwiegersohn als starken Charakter und logisch denkenden Geist sehr hoch stellte. Diesem gegenüber sprach S. freimüthig und lebendig von den ewigen Dingen, die ihn mit neuem Lichte zu erfüllen begonnen. „Alexander,“ so schrieb der Alte, „gefällt mir ganz wohl, nur begreife ich nicht, wie er bei seiner Geistesrichtung nicht Theolog geworden, statt Jurist.“

Dem jungen Manne selbst scheint damals dergleichen noch nicht in den Sinn gekommen zu sein. Zu dem durch gute Connerionen im Voraus geebneten Weg des Staatsdienstes in St. Petersburg wollte und sollte er sich vorbereiten. Hierzu schien es rathsam, Sprache und Leben des russischen Volkes gründlich und praktisch kennen zu lernen. Er ging 1817 nach Moskau, quartierte sich in dem nahen Dorfe Rublewa bei schlichten Leuten ein und lebte daselbst mehrere Monate. Es gelang ihm nicht nur, bei seinem eminenten Sprachtalent, sich Redefertigkeit und Aussprache im Russischen so sehr anzueignen, daß er desselben sein Leben lang

mächtig blieb und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit Vorliebe sich bediente; sondern er gewann auch russisches Wesen und Volksleben besonders lieb. Christliche Formen und Redewendungen, wie sie dieser Nation, namentlich in ihren von der Cultur noch nicht beleckten Schichten, zu täglicher Gewohnheit geworden sind und von uns meist nicht für allzu werth- und lebensvoll geachtet zu werden pflegen, z. B. die beim Anblick jeder Kirche und jedes Kreuzes verrichteten Andachtsübungen, das «Христа ради» (um Christi willen) bei jedem geforderten und schnell gegebenen Almosen, oder das unzählige Male wiederholte «Господи помилуй» (Herr, erbarme dich), haben ihm stets imponirt, mehr als Anderen. Im Zusammenhange damit stand wohl auch sein nicht sowohl baltischer Vokal-, als vielmehr russischer Reichspatriotismus, der sich allezeit mit ungewöhnlicher Lebendigkeit und Herzlichkeit äußerte. Für jeden der vier Monarchen, die er nach Kaiser Paul erlebt (er erinnerte sich aus seinem fünften Jahre noch des Moments, wo dem Vater ein Geschäftsfreund mit bestürzter Miene die Nachricht von Pauls Tode zuflüsterte), hat er fleißig und inbrünstig gebetet. Aber von Alexander I., „dem Gesegneten,“ sprach er nie anders als mit begeisterter Liebe, mußte beweglich von den mancherlei erweckenden Gottesführungen dieses empfänglichen Kaisers zu erzählen, und er trug gern noch als Greis mit besonderer Freude das „Alexanderzeichen“, welches Alexander II. zur Feier des hundertjährigen Geburtstages seines Oheims für die wenigen noch lebenden Veteranen jener Zeit prägen ließ. Ein patriotisches Triumphlied, welches dem „Befreier Europas“ bei dessen Heimkehr nach Petersburg von einer hochberühmten Primadonna unter allgemeinem Jubel in S.'s Beisein gesungen worden, ließ der fast Achtzigjährige nach seiner Angabe in Noten setzen, sang es dann selbst oft mit Feuer und unter Thränen mit und hegte lange das Vorhaben, ein Legat auszusenden, damit in dem Städtchen Gapsal eine jährliche Gedächtnißfeier an Alexander I. unter Abßingung desselben Liedes begangen würde.

Wir sind hiermit bereits zu der Zeit des Staatsdienstes in Petersburg gelangt. Der junge Jurist wurde (1818) sofort im Departement der Volksaufklärung als „jüngerer Gehülfe des

Tischvorsteheres“ angestellt, 1819 als älterer Schriftführer beim Curator des Dorpater Lehrbezirks, dem späteren Minister Fürsten Karl Liven, bald darauf zum Mitglied des Petersburger Gefängnißkomités ernannt und zum Sekretär der Pet. Bibelgesellschaft für die evangelische Sektion erwählt, während gleichzeitig der nachherige Metropolit Philaret Sekretär der griechisch-russischen Sektion wurde. Er stieg rasch von einer Rangklasse zur anderen; seine Carriere mußte bald eine glänzende werden. Liven wie andere hochgestellte Persönlichkeiten mochten wohl auf den vielversprechenden jungen Mann durch den Geheimrath Besarovius aufmerksam gemacht worden sein, dessen Gemahlin S. verwandt war. Diesem Hause ist er zeitlebens tief dankbar geblieben; nie konnte er den Namen Besarovius ohne innige Rührung aussprechen; nie wurde er müde von jener Zeit als der reichsten und schönsten seines Lebens zu reden. Denn nicht nur war er in der Familie ganz wie ein Sohn aufgenommen und durch sie auch im Hause des ihm besonders geneigten Fürsten Liven, wie überhaupt in den besten, geistig und geistlich angeregten Kreisen der damaligen Residenz; sondern er fand daselbst auch, was ihm gerade damals vor Allem Noth that: Befestigung und Pflege seines zu immer größerer Entschiedenheit reisenden inneren Lebens.

Es war ein starkes Regen und Bewegen des Geistes, ein frisches und inniges Leben der ersten Jesusliebe, welches, durch Gofner und Lindl erweckt, eben zu jener Zeit in Petersburg blühte, vornehmlich in den höheren und höchsten Schichten der Gesellschaft, doch auch weiter wirkend in thätigem Ausbreitungseifer auf die Gerungen. Russen, Deutsche und Engländer, Lutheraner, Griechen, Reformirte, Herrnhuter, Katholiken reichten einander über die Schranken der Nationalität und Confession die Hand und fanden sich fleißig zur Gemeinschaft im Wort und Gebet wie zu Werken christlicher Barmherzigkeit zusammen. Da hat Sengbusch's Christenthum sein Gepräge erhalten, wie es ihm bis an's Ende geblieben, und wie es sich am deutlichsten charakterisirt in den Worten, welche auf einer Wandtafel seines späteren Studierstübchens stets jedem Eintretenden in's Auge fielen: „Meine Dogmatik ist: Jesus liebt mich, — und meine Ethik ist: ich liebe

Jesum.“ Wer dieses Bekenntniß unterschrieb, wer irgend den gekreuzigten Christus bekannte, war ihm Bruder oder Schwester, ohne Ansehen der Confession und des Unterscheidenden in ihr.

Hier nun in Petersburg wurde ihm, wie er oft sagte, das „Rein ab und Christo an“ immer dringender zur Gewissenssache und es keimte in ihm, wir wissen nicht, ob etwa auch durch äußere Anregung und durch welche veranlaßt, der Gedanke, daß er zu Anderem berufen sei, als zu der glänzenden Carriere im Staatsdienst, die vielversprechend vor ihm lag. Alles zu verlassen und Jesu nachzufolgen, den Armen das Evangelium zu predigen, danach stand sein Sinn. Nicht ohne schweren Seelenkampf hat sich der Entschluß in ihm vollzogen. Es waren ja die mannichfachsten Hindernisse dabei zu überwinden. Doch machte dem schon durch natürliche Anlage mit einer sehr ausgeprägten, mitunter bis zur Rücksichtslosigkeit gesteigerten Willensenergie begabten jungen Manne der Sieg verhältnißmäßig leichter werden als Anderen.

Zunächst mußte ihm klar sein, wie er sich durch einen solchen Schritt in den entschiedensten Gegensatz zu seinem Vater stellte und zu dem, was dieser, dessen Stolz er war, von ihm erwartete und erhoffte. Es stand ihm bald fest, daß er dem Vater darüber offen schreiben und ihn um die Erlaubniß bitten müsse, noch einmal studieren zu dürfen, und zwar Theologie. Er fühlte lebhaft, wie das den Vater erzürnen werde. Dieser konnte bei seiner Geistesrichtung Nichts anderes darin sehen, als einerseits ein excentrisches „Schwanken“, andererseits undankbaren Eigensinn; für die inneren Motive ging ihm das Verständniß völlig ab. So lautete denn des Vaters Antwort hart. Ein eigentliches inneres Einverständniß hat sich wohl auch nie zwischen den Beiden angebahnt; und das hat dem Sohne noch durch viele Jahre mancherlei äußerliche und innerliche Bedrängnisse gebracht, die er jedoch stets nicht bloß ohne alle Schwankungen überwand, sondern auch in seinen Erzählungen gern als ein süßes Joch und eine leichte Last darzustellen pflegte. Wenn dennoch der Vater, ob auch mehr oder weniger widerwillig, seine Einwilligung zu dem Studium der Theologie gab, so mochte ihn dazu theils jener oben angeführte Ausspruch des alten Bartholomäe bestimmen, theils und wohl noch mehr ein viel später

Ex Libris Universitätsbibliothek

unter S.'s Papieren aufgefundenener Brief des Fürsten Liven an den Vater. Dieser Brief giebt einen herzbewegenden Einblick in die inneren Kämpfe des jungen S. Der hochgestellte Mann bittet den Vater für seinen Sohn, den er wie einen eigenen kenne, von dem er wisse, daß es Nichts weniger als Mangel an Liebe und Ehrfurcht sei, was ihm in diese Opposition gegen den väterlichen Willen getrieben.

Eine andere Schwierigkeit, die zu überwinden war, ward bald in überraschender Weise durch den Herrn selbst beseitigt, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Auf jener Besuchsreise zum Großvater nach Arensburg, vor seinem Abgange nach Moskau und Petersburg, hatte S. die Seele kennen gelernt und lieb gewonnen, die ihm die treue Lebensgefährtin werden sollte, ohne welche nach Menschenermessen sein Leben und Wirken nie das hätte werden können, was es nun durch Gottes Gnade geworden: Julie von Koldken, die Tochter einer Zwillingsschwester seiner Mutter. Ihr Vater, der Desel'sche Landrath, der auf Stand und Familie viel hielt, hatte in die Verlobung gewilligt, weil ihm neben der geistesfrischen und weltgewandten Erscheinung des jungen Mannes wohl seine gesicherte Carriere in der Residenz imponiren mochte. Ein schlichter Landprediger konnte ihm nicht dasselbe sein; darüber täuschte sich der glaubensmuthige junge Mann nicht. Er mußte also auch seiner Braut schreiben und es ihr freistellen, unter diesen veränderten Umständen ihr Jawort zurückzuziehen. Das that sie nun nicht, und ihre Eltern verlangten es auch nicht von ihr. Den Letzteren mag es nicht leicht geworden sein. Doch hat mit dem Hause der Eltern auf Desel allezeit ein viel intimeres Verkehrs- und Gemeinschaftsband bestanden als mit dem anderen in Riga, theils vielleicht weil dort die herrschende rationalistische Zeitrichtung nicht mit so willensstarker Energie behauptet wurde wie hier, vor Allem aber gewiß, weil in der treuen Julie das gottgesegnete Bindeglied gegeben war; wie denn diese überhaupt, nach dem treffenden Worte einer Freundin, bis an ihr Ende der stete Commentar ihres Alexander gewesen ist, wenn er selbst Nichts dagegen hatte, als ein „Hebräer, d. h. Jenseitiger,“ unverständlich zu sein, und es auch acceptirte, daß man seinen Namen

Alexander durch das Scherzwort: „Alles anders als alle Andern“ interpretirte.

Julie von Nolden möchten wir im Gegensatz zu ihrem nachherigen Manne eine durchsichtige Menschenseele nennen. Als Kind, so pflegte sie zu erzählen, hatte sie starke Züge zu Gott erfahren. Wenn sie, schon in ihrem zehnten Jahre der Mutter als Schließerin in der Wirtschaft zur Hand gehend, die rohen Dienstboten allerlei Unrecht begehen sah und durch deren Drohungen geängstigt ward, wenn sich dabei ihr mildes Herz gegen das Angeben und Verklagen sträubte, während sie doch die Heimlichkeit wie eine Mitschuld empfand, dann kniete sie wohl oft in einem stillen Winkel nieder, um aus tiefer Noth zu Gott zu schreien, er wolle sie und ihre Eltern vor der Hölle Qualen retten. Wie das aber geschehen könne, auf welchem Wege man selig werde, das war nie an sie gekommen. Die strenge Mutter und der gütige Vater waren allzu viel beschäftigt durch die Bewirthschaftung mehrerer Güter, die sie abwechselnd bewohnten, mochten wohl auch selbst noch wenig davon wissen; und wenn der Ortsprediger sie einmal besuchte, mußten die Kinder ihm etwas vortanzen! Das Schreien aber der Seele hatte sie begleitet durch all die Zeit der Unwissenheit. Als dann ihr Vetter kam, damals zwar auch noch ein Tänzer, doch schon offenbar anderen Sinnes als alle die Bisherigen, da war es ihr wie eine Gottesantwort auf ihre Gebete, daß er um sie anhielt: der werde ihr den Weg zum Himmel zeigen! Doch ward es auch ihr keineswegs leicht, der Aussicht auf ein behagliches Leben in der Residenz zu entsagen und zuerst Studentenbraut zu bleiben, um endlich Landpastorin zu werden. Dennoch blieb sie, eben jener Gottesstimme, die sie innerlich zu vernehmen glaubte, folgend, ihrem Ja treu. Und dieselbe Himmelssehnsucht ist es gewesen, durch welche sie sich dann von ihrem Heiland immer bewußter zum Glaubensgehorsam hat ziehen lassen, daß sie, unbeirrt in ihrer individuellen Gemüthsrichtung, die ein feines, liebevolles Verständniß für jede Art Menschen hatte, ihren Mann um des Herrn willen hoch hielt, ihm in Sachen feines Amtes und Wirkens nicht viel drein redete, das etwa nach außen an ihm schroff Erscheinende fast unmerklich zu mildern und

plausibel zu machen suchte, auch was ihr persönlich schwer war, zwar nicht kritiklos, doch sanftmüthig trug. Solche selbstlose Demuth hat sie groß gemacht in ihres Mannes Augen, ihr Haus zu einer gern gesuchten Friedensstätte, sie selbst zum unberechenbar großen Segen für Viele.

Am 12. December 1820 quittirte S. den Staatsdienst, ging nach Dorpat und begann das Studium der Theologie. Dasselbe hat nur anderthalb Jahr gedauert. Das war freilich wenig. Für einen gelehrten Theologen hat er sich niemals ausgeben wollen; lieber nannte er sich einen „Philologen“, d. i. Einen, der den Logos, das ewige Wort, nämlich Jesum, liebe. Die Wahrheit des Wortes: pectus facit theologum (das Herz macht den Theologen) war er geneigt bis zu sehr weit gehender Consequenz zu behaupten. Das obligatorische Universitätsstudium, war ihm jetzt nur Mittel zum Zweck, nämlich zu möglichst rascher Erlangung des Amtes. Aus den Lücken seines theologischen Wissens hat er nie ein Gehl gemacht. Welche Anregung konnte ihm aber auch die damalige Fakultät bieten? Da war fast Nichts als die dürre Haide des vulgärsten Rationalismus, dessen Vertreter sich nicht scheuten auf dem Katheder die heiligen Worte mitunter sogar in läppiſcher Weise zu verspotten. Es ist wenig bekannt geworden, daß unser Sengbusch sein gut Theil zur Besserung darin beigetragen hat: in seiner Entrüstung hielt er sich verpflichtet, eines Tages ein nachgeschriebenes Collegienheft dem Curator, Fürsten Liven, zu bringen und dadurch eine Umwälzung in der theologischen Fakultät zu veranlassen. Was seine eigenen Studien betrifft, so scheint nicht bloß die Dogmatik, sondern namentlich auch die Kirchengeschichte etwas zu kurz gekommen zu sein. Dies erklärt sich leicht daraus, daß ihm schon vermöge seiner Anlage, noch mehr durch die subjektive Färbung seines sehr entschiedenen Glaubensbekenntnisses, der eigentliche historische Sinn abging. Das Heil des Sünders in Christo war ihm nicht sowohl ein allmählich durch die Jahrtausende der Menschheit als Ganzem bereitetes und immer heller geoffenbartes, als vielmehr eine zu allen Zeiten gleiche, rein persönliche und direkte Gnadenwirkung Gottes auf das einzelne Individuum; daher er es denn liebte, das ganze Evangelium des

neuen Testaments in das alte hinein zu interpretiren und etwa einen Mose, Hiob, Abraham „Christen“ zu nennen. Eher könnte es Wunder nehmen, daß er bei seiner besonderen Begabung für Sprachen und bei seinem unablässigen Gewichtlegen auf jedes einzelne Wort in der Bibel das Hebräische nicht erlernt hat, da ja genaue Schriftkenntniß und Exegese zeitlebens seine stärkste Seite als Theolog gewesen ist. Entweder wurde Kenntniß des Hebräischen damals im Examen überhaupt noch gar nicht verlangt oder man hat sie vielleicht nur ihm erlassen, in Berücksichtigung seines Alters und seiner ungewöhnlichen Lebenserfahrung. Jedenfalls ist es ihm auch in der kurzen Zeit bei seinem strengen Eifer und seinen reichen Geistesgaben nicht allzu schwer geworden, im Jahre 1822 das erforderliche Examen beim Consistorium zu Riga (unter Gen.-Sup. Sonntag) mit Glanz zu bestehen, und zwar so, daß sich dasselbe eigentlich zu einer ernststen und scharfen Disputation gestaltete, in welcher die Examinatoren der Schlagfertigkeit und erstaunlichen Bibelkenntniß des jungen „Pietisten“ nicht beikommen konnten.

Durch Personen, die dabei zu entscheiden hatten, war dem Vater bereits die Pfarre Lais bei Dorpat für den nun amtsfähigen Sohn versprochen; dies zerschlug sich jedoch. Von Desel, der Heirath der Braut, gingen nun die Schritte aus, welche dem nach baldigem Amtsantritt Strebenden die Wege bahnen sollten. Der auf Desel besizliche, aber in Petersburg einen bedeutenden Posten bekleidende Herr von Poll, welcher von ganzem Herzen das Reich Gottes zu fördern suchte und in Petersburg auch S. nahe getreten war, überredete ihn dringend, die ehstnische Sprache zu erlernen, um auf einer der Pfarren der Insel Desel den Armen das Evangelium verkündigen zu können. Zu diesem Zweck ging S. auf mehrere Monate nach Torma zu dem ihm von der Universität her befreundeten Pastor Ed. Joh. Ahmuth. Dieser Aufenthalt ist von großen Folgen gewesen. Er legte hier den ersten Grund zu der Kenntniß der ihm bis dahin ganz fremden ehstnischen Sprache, die seiner an das Lettische und Russische gewöhnten Zunge besondere Schwierigkeiten machen mußte. Sie ist ihm nachmals so sehr vertraut und lieb geworden, daß er nicht allein zu den bedeutendsten ehstnischen Sprachkennern seiner Zeit gehört und die meisten seiner Mußestunden

der theoretischen und praktischen Erforschung derselben gewidmet, sondern auch sowohl in Gesprächen als selbst in vor Anderen gehaltenen Gebeten mit Vorliebe ehsinische Sätze gebraucht hat. Zugleich aber ist er es gewesen, dessen entschiedener Glaube im beständigen Verkehr mit dem damals eben erst von den Banden des Rationalismus sich lösringenden Freunde Åsmuth den nachhaltigsten Einfluß auf diesen ausgeübt hat, so daß Åsmuth in der Folge in Livland einer der maßgebendsten Vertreter des Evangeliums vom gekreuzigten Sünderheilande geworden ist. Eine innige Freundschaft verband die Beiden, und sie haben Jahrzehnte hindurch in beständigem Briefwechsel gestanden. Etwa seit den vierziger Jahren begann freilich ein immer weiteres Auseinandergehen der eng Verbrüdereten in ihren theologischen Richtungen. Denn während Åsmuth mit Anderen, namentlich durch die den livländischen Predigern leider aufgedrungenen, ohne Zweifel aber auch ihrerseits nicht selten über das gesunde Maß hinausgetriebenen Kämpfe wider die krankhaften Elemente der herrnhutischen Societät, von dem frommen Subjektivismus der ersten Zeit immer mehr zu dem konfessionell lutherischen und specifisch kirchlichen Bekenntniß fortgeschritten, ist Sengbusch unentwegt auf jenem Anfangsstandpunkt stehen und ein warmer Freund der Brüdergemeinde geblieben. Aber auch als die Freunde sich in diesem wichtigen Punkte nicht mehr recht verständigen konnten, ist doch Åsmuth immer einer von denen gewesen, welchen S. persönlich nach wie vor innige Liebe und unerschüttertes Vertrauen bewahrt hat, während er gegenüber manchen anderen Vertretern einer bewußt lutherischen Kirchlichkeit sich vielfach der Zweifel an deren persönlichem Herzensstande zum Heilande nicht erwehren konnte.

Als unterdessen die Pfarre Karmel auf Desel vakant wurde, rieth ihm Herr v. Poll sich um diese zu bewerben; aber der Vater seiner Braut, welcher als Eingepfarrter daselbst die gewichtigste Stimme hatte, schrieb ihm, er werde nicht für ihn stimmen, weil er nicht wolle, daß man von ihm sage, er trete einem anderen Bewerber in den Weg, nur um seine Tochter unter die Haube zu bringen.

Als bald darauf, einer anderen Aufforderung folgend, S. eben in Moon war, um dort seine Probepredigt zu halten, erschien

plötzlich am Ufer des kleinen Eilandes ein Boot aus Dagö, dessen Insassen die „strenge Ordre“ hatten, nicht zurückzukehren, ohne den jungen Theologen nach Pühhalep zu bringen, wo man ihn unbedingt anstellen wolle. Es war der hochangesehene Baron C. Ungern-Sternberg zu Großenhof, welcher so dringend nach ihm verlangte. Es hatte ihn dazu sein Schwager Alexander von Below veranlaßt, welcher, selbst neu erweckt zum Glauben, mit solchem Interesse von der entschiedenen Richtung des Candidaten gehört, daß er ihn schon einmal in Riga aufgesucht und sofort mit dem Du als „Bruder in Christo“ begrüßt hatte. Der Kirchenpatron zu Pühhalep, Baron U.-St., ahnte wohl damals nicht, wie schwierig nachmals sein Verhältniß zu dem jetzt so stürmisch geforderten Pastor werden sollte, wie viel innere Bedrängnisse ihm durch S., und wie viel äußere dem „armen Hirten im einsamen Thal“ wiederum durch ihn (U.-St.) bereitet werden sollten. In dem peremptorischen Drängen, in dem so ganz ohne eigenes Zutun an ihn herangetretenen Ruf glaubte S., nach einigem Schwanken, jetzt Gottes Stimme erkennen zu müssen; da war dann nicht mehr von einem Sichbesprechen mit Fleisch und Blut die Rede; er folgte dem Ruf, um von da an fast 6 Jahrzehnte in dem von allem Weltverkehr abgelegenen, bescheidenen Pühhalep zu leben, zu leiden, zu kämpfen und zu siegen unter dem Panier Jesu. Am 10. September 1822 wurde er in der Domkirche zu Reval ordinirt, am 22. führte er seine Julie heim, und am Sonntag darauf predigte er in „dem eigenen Pühhalep“.

„Ein armer Hirte im einsamen Thale“ ist S. nun damit geworden; so hat er sich selbst später stets genannt und geschrieben; unter diesem Namen ist er weit und breit bekannt gewesen. Ein „einsames Thal“ war es in der That, in welchem das stille, kleine Pfarrhaus mit dem rothen Ziegeldach und dem einen langen Schornstein, von Gebüsch umgeben, verborgen lag. Man muß es suchen, um es zu finden; denn selbst von der großen, schönen Kirche und von der nicht gar viel befahrenen Straße, welche die Insel Dagö ihrer Länge nach unweit der Küste durchschneidet, liegt das Pastorat abseits, fast zwei Werst entfernt. Ist der Ort heute noch ein einsamer vermöge seiner insularen Lage, so war

er's damals noch viel mehr, da kein Dampfschiff die Communication mit dem Festlande regelmäßig vermittelte, sondern nur das sehr primitive „Postboot“, auf welchem man sich nicht selten einen ganzen Tag und noch länger schaukeln lassen mußte und nur froh sein durfte, wenn Einem der Proviant nicht ausging, daß man hungern mußte. Nur zwei Rittergüter innerhalb der Kirchspielsgränzen waren leicht erreichbar, auch diese oft längere Zeit unbewohnt. Auf dem einen, dem nahen Patronatsgute, war zwar die damalige Schloßherrin, die Schwester desselben H. von Below, durch welchen S. der Weg nach Bühhalep gebahnt worden, ihm herzlich zugethan und gesinnungsverwandt; er hat auch bis an sein Ende ihrem ganzen Geschlechte ein besonders warmes fürbittendes Interesse bewahrt. Da aber zwischen ihm und den männlichen Gliedern der Familie ein gegenseitiges Verständniß sich nicht herstellen ließ, so genoß er auch hier nicht eines beständigen, regen Verkehrs. Auch als später Kertel zum stark bevölkerten Fabrikort aufblühte, fand S. dort doch nur sehr theilweise solche Elemente des Umganges, die ihn anzuziehen vermochten. In dem Nachbarkirchspiel hat er zwar ein ziemlich entferntes Landgut in jüngeren Jahren viel besucht, aber auch dort war es nur die edle und fromme Hausfrau, mit welcher ihn innige Glaubensgemeinschaft verknüpfte. Den beiden älteren Amtsbrüdern derselben Insel blieb er innerlich ein Fremder; sie gingen in ihren Richtungen und Lebensanschauungen zu weit auseinander. So blieb es eben ein einsames Thal, in welchem er unter seinen Bauern ein „Bauernpastor“ ward; und er, der in seiner Jugend als fein gebildeter Mann des Salons gegläntzt hatte, verlernte immer mehr und vernachlässigte wohl auch bewußt die hergebrachten Umgangsformen, hatte Nichts dagegen, wenn man ihn etwa „verbauert“ nennen wollte, und liebte die Einsamkeit und Zurückgezogenheit, bis ihm am Ende der Fortschritt der Zeiten, auch in religiöser und kirchlicher Beziehung, unverständlich und eben dadurch unbequem geworden ist; womit dann freilich auch natürlich zusammenhing, daß er selbst Vielen, die von ihm mußten und hörten, je mehr und mehr unverständlich ward. Uebrigens ist S. keineswegs von Anfang an, etwa aus Grundsatz, Eremit gewesen. Bis in die fünfziger Jahre des Jahrhunderts hat sein

Nicht doch weit hinaus geleuchtet, durch ganz Ehstland, ja bis nach Livland und Kurland. Wo irgend das neue Herzensleben im Bekenntniß zu Jesu, dem Sünderheiland, erwachte, da suchte und fand man wenigstens brieflichen, oft auch persönlichen Verkehr mit ihm, der als einer der ersten wieder das Evangelium von dem Gekreuzigten und Lebendigen verkündigte. Damals hat er die ehstländischen Predigersynoden in Reval fleißig besucht und daselbst die rationalistische Mehrheit seiner Amtsbrüder durch seine feurigen Bekenntnisse ohne jede leistretende Vorsicht oft in Erstaunen und Schrecken, manchmal in heilsame Erschütterung, häufiger noch in leidenschaftliche Erregung versetzt. Bei diesen Gelegenheiten pflegte er dann aber die erquicklichste Gemeinschaft mit dem kleinen Häuflein erweckter Christen in Reval, hielt häufig in privaten und öffentlichen Lokalen Bibelstunden und erbauliche Vorträge, zu denen sich die Freunde mit wahren Heißhunger drängten, weil unter den Wenigen, die damals den Sünderheiland predigten, kaum Einer mit so originellem Geiste, in so packender Weise alle Herzenssaiten in Bewegung zu setzen wußte. Hier sind die engsten Bande der Freundschaft geknüpft worden: mit dem unvergeßlichen Pastor August Huhn, der ihn bis an sein Ende geliebt und in Allem verstanden hat wie kaum ein Anderer; mit dem Jugendfreunde J. v. Grünewaldt und dessen Gemahlin; mit Pastor Chr. Luther, Schuldirektor Baron Stackelberg, Landrath Baron Taube, v. Schulz, v. Schwebs, der Generalin v. Helffreich u. v. A. — Noch weiter erstreckten sich in jenen ersten Decennien seine Reisen, auf welchen er reichen geistlichen Segen gewirkt hat unter Vornehmen und Geringen, Predigern und Laien, Deutschen und Ehsten. Manche Bibelfestpredigt, manche „Stunde“, die er in Livland, bis nach Dorpat und Fellin hin, damals gehalten hat, ist Hunderten lange unvergeßlich geblieben, den Einen als ein erschütternder Anfang eines Neuen in ihrem Leben, den Anderen als ein deutlich vernommener Ruf zum kräftigeren Erfassen und muthigeren Bekennen dessen, was sie schon gefunden.

In Anknüpfung hieran sei es gestattet, ehe wir versuchen, Sengbusch's Wirken und Leben, das amtliche wie das häusliche, in seinem „eigenen Bühnalep“, in welchem er 58 Jahre lang gestanden,

im Einzelnen zu schildern, hier die im Ganzen merkwürdig zutreffende Charakteristik einzuschalten, die ein unparteiischer Zeuge seines Auftretens in jenen weiteren Kreisen von ihm gegeben. Sie findet sich in einem Briefe des früh vollendeten Theologen Karl Hesselberg an seinen Vater aus Dorpat vom Jahre 1844:

„Eine interessante Erscheinung,“ so schreibt H., „zog in diesen Tagen an uns vorüber. Sehnsucht sie zu halten weckte sie, trotz manches Bizarren in ihrer großartig originellen Weise. Es war Pastor Sengbusch. Er war nur anderthalb Tage in Dorpat. . . . Ich hatte von ihm viel gehört, von seiner feurigen, so excentrischen Weise, in der er den Fanatismus aller Feinde Christi auf seine Person gelenkt und auf Skorpionen gewandelt, rücksichtslos, wohin das Kreuz nur voranzog. Ich erwartete eine mächtige Persönlichkeit, in der das: „in deiner Kraft will ich die Pforten der Hölle überwinden!“ persönlich gleichsam erscheine, eine Elias ähnliche Erscheinung. Die aber fand ich nicht. Ein ältlicher Mann, etwas gebeugt, die breite Stirn und hohe Nase in tiefe Falten gelegt, und darunter die klugen, lebendigen, grauen Augen, groß und offen; die ergrauenden Haare in einiger Verwirrung. Die Stimme war ziemlich leise, doch von einem feinem weiten Gefühl entsprechenden Umfange; das Wesen nicht imposant, sondern nonchalant, von bezaubernder Liebenswürdigkeit bis zu verletzender Vernachlässigung in lauter volle Töne gestimmt, nur mit einer gewissen unruhigen Lebhaftigkeit, wie wenn man die Oberfläche eines klaren Wassers oft von einem plötzlichen Windhauche gekräuselt sieht; geistreich, aber nicht stetig. Ich muß sagen, es wurde mir ein Bild eines geistreichen, gläubigen Subjektivismus, aber es wurde mir auch klar, daß die Paulus-, die Luthergestalt, die volle, stetige, in sich klare, nur der Kirche angehöre. Ich wurde ihm vorgestellt; herzlich begrüßte er mich, dachte Dein, lieber Papa, mit großer Liebe; dann warf er sich in den Sopha, brachte einige dogmatische Häresien auf, die sich ihm in geistreiche praktische Bemerkungen verloren. Disputiren kann er nicht. Auf seiner Insel, von allem Umgange fern, hat er das gläubig aufgenommene Wort mit schöpferischer Phantasie gestaltet. Seine geistreiche Typik hat ihren Mittelpunkt in Christo, ihre Norm im Wort und daher viel Wahres, praktisch

Bedeutendes. Hier geht ihm Alles auf; z. B. Moses und der Herr im Flammenbusch: Moses stützt sich auf den Stab, die Werke des natürlichen Menschen; die Stimme des Herrn ertönt: wirf ihn weg! Siehe, er wirft ihn weg; der Stab wird zur Schlange; die natürlichen Werke sind dem Menschen, zu dem der Herr gesprochen, zur Schlange geworden. Siehe, da spricht der Herr wieder: nimm die Schlange auf! und gläubig thut er's; und im Glauben sind seine Werke wieder Stab und genehm vor dem Herrn. Ebenso die Geschichte von der Hand, die ausfällig wird, als er in seinen Busen greift. Oder wenn er in den drei Ständen Christi ein Abbild der Dreieinigkeit sieht und nun die drei Stände durch's ganze Leben des Herrn durch entwickelt. So findet er sie schon im Gesang der Engel, dann im Kinde, das, in Bindeln gewickelt, in der Krippe lag. Das Kind ist das, von dem Jesajas sagt: die Herrschaft liegt auf seiner Schulter: der königliche Stand Christi; in Bindeln gebunden: unser Hoherpriester, für uns gebunden; in der Krippe, hier findet er aus einer Stelle eine Beziehung auf den Prophetenstand. — Die Rechtfertigungslehre hat er glühend erfaßt, und sie ist die Seele seines Glaubenslebens; daher seine Worte: Sanct Augustin, Sanct Luther und Sanct Schächer am Kreuz. „Unser lieber, theurer Bruder, der Schächer am Kreuz,“ sagte er in der Betstunde, der ich beimohnte. Den Petrus nennt er in gleichem Interesse: den Lump; und das beweist er aus der evangelischen Geschichte: und darum habe er das Primat bekommen. Petrus, Jakobus und Johannes heißen ihm gelegentlich auch einmal ‚die Lumpen‘. Er dringt darauf, daß alle Menschen einander lieben, alle Christen einander anerkennen sollen. Jene vorwaltende Innerlichkeit, durch die äußeren Umstände noch dazu geboten, jenes Aufsißbeschränktsein hat auf sein äußeres Verhalten zu den Menschen viel Einfluß. Er strömt sein Inneres aus, ohne diese Aeußerung nach der Eigenthümlichkeit der Anderen zu bestimmen. Ebenso ist er für das Rückwirken fremden Einflusses in der vorwiegenden Gewöhnung eigener Selbstbestimmung ziemlich unempfänglich. In seiner Gemeinde fährt er dem Teufel frisch in die Haare, der so wüthend auf ihn ist, daß er ihn einmal durch die Hand seiner Feinde hat

verbrennen wollen (?). Aber jetzt hat er die Schlange unter den Fuß getreten. Nachdem er zwanzig Jahre nicht hat bewirken können, daß nur ein Einziger in seiner Gemeinde Hausandacht hielt (— ?), so groß war die Feindschaft gegen das Evangelium, — hat er endlich Gott den Herrn dem Teufel gegenübergestellt und ist dem nun wieder in die Haare gefahren; siehe, in sechs Monaten ist in 367 Häusern Hausandacht eingeführt. — Er hielt in dem Bethaus der Brüdergemeinde hier einen Vortrag, den ich auch anhörte. Sein Vortrag, leise, im Anfang kaum lebendig, sich erst begeisternd durch den Gegenstand bis zu hinreißender Gefühlsinnigkeit; die Darstellung ziemlich unklar, voll Geistesblitze; überall erschien ein Herz, das langen Umgang mit seinem Heilande gehabt, das Jesum mit allen erdenklichen Namen der Liebe rief, wie aus der heiligen Feierlichkeit des Gottmenschen Christus in einen Privatverkehr mit dem Menschen Jesus eingehend. — Er schied; viele, viele herzliche Grüße im Herrn sollte dieser Brief zu Euch hinüberbringen.“ —

Mit der Mittheilung dieses Hesselberg'schen Briefes aus dem Jahre 1844 haben wir vorgegriffen; es lagen ja damals schon 22 Jahre der Wirksamkeit des „armen Hirten im einsamen Thale“ hinter ihm. Aber einmal ist sein äußerer Lebenslauf, wenn man von Familienereignissen absieht (von denen weiter die Rede sein soll), im Ganzen ein so einförmig gleichmäßiger gewesen, daß sich äußerst wenig Anhaltspunkte für eine chronologische Schilderung bieten; und dann ist, was er selbst aufgezeichnet und mündlich berichtet hat, so aphoristischer Art, daß oft von ganzen Jahrzehnten kaum Etwas Hervorragendes nachzuerzählen ist. Dies gilt insbesondere von der ersten Zeit seines amtlichen Wirkens. Es wäre interessant zu hören, wie dieser ungewöhnliche Geist, früher an reichen, anregenden Verkehr gewöhnt, mit einem bis zum Uebersprudeln vollen Herzen, sich am ersten Anfang in die geregelten, stillen Bahnen der Arbeit eines Landpredigers eingelebt hat, welche Kämpfe das gekostet haben mag, innerlich und äußerlich, bis er sich seine eigenen, von dem Idyll eines gemüthlichen „Pfarrers von Grünau“ sehr weit abbiegenden Wege gebahnt hat. Darüber jedoch hat er sich nie viel geäußert; so schweigen auch wir davon. Sein Amtsvorgänger Horschelmann, der spätere Ober-

pastor am Dom zu Reval, war ein wegen seiner menschlich edlen Gesinnung wie wissenschaftlichen Tüchtigkeit und bedeutenden Kanzelberedsamkeit viel gefeierter, auch mit Recht in Land und Stadt hochgeachteter Mann, über welchen wir nie aus Sengbuschs Munde ein herabsetzendes Wort gehört haben. Auch stand er hoch über dem Niveau des damals meist herrschenden flachen vulgären Rationalismus. Doch scheint sein Christenthum mehr das ästhetisch-moralische der Supranaturalisten gewesen zu sein; und das Beste, das in ihm lebte, mochte wohl seinen recht rohen und unwissenden Pühhalepschen Bauern wenig verständlich sein. Was Sengbusch ihnen brachte, das Evangelium von diesem Jesus, dem lebendigen, überall nahen und gegenwärtigen Seelenfreund und Blutbräutigam, mußte ihnen ein Neues sein. Doch wohl nicht Allen so ganz: es fanden sich auch dort schon einzelne Stille im Lande, von der Brüdergemeinde geweckt und genährt. Zwischen diesen und dem neuen Hirten war bald ein festes Band des Einverständnisses da. Wie das herrnhutische Bethaus in Pühhalep räumlich zwischen dem Pfarrhause und der Kirche gelegen, so war dem Pastor auch das kleine Häuflein das Mittelglied, das ihn mit der Masse der Gemeinde verband.

Diese Gemeinde, etwa 8000 Seelen, in vielen kleineren und größeren Dorfkomplexen oder Einzelhöfen, meist unweit der Meeresküste, auf einer Längsstrecke von mehr als 20 Werst zerstreut lebend, müssen wir uns nach Sengbusch's eigenen Aeußerungen damals ziemlich verwahrloßt und namentlich in religiöse Stumpfheit und Unwissenheit versunken denken. Sie wird darin nur soweit schlimmer als die meisten anderen jener Zeit gewesen sein, als dies eine natürliche Folge ihrer insularen Abgeschlossenheit und wohl auch ihrer Beschäftigung mit Fischfang, Schiffererei und Schmuggelhandel sein mochte. Hier ein Neues zu pflügen, war dem Pastor eine Lust. Wie sich nach seinen eigenen früheren Lebenserfahrungen in Petersburg das Erwachen eines neuen Glaubenslebens mit der Stiftung der russischen Bibelgesellschaft unter Alexander I. verknüpfte, so richtete er auch in Pühhalep sogleich einen Zweigverein der Bibelgesellschaft ein, von dessen Wachsthum und Blüthe seine später regelmäßig veröffentlichten Jahresberichte Zeugniß ablegen

durften. Daß die auf diesem Wege verbreiteten Bibeln auch wirklich gebraucht würden, darauf drang er beständig, konnte es aber doch viele Jahre lang zu seinem Schmerz nicht durchsetzen, daß in den Familien Hausandacht gehalten würde. Fest eingerichtete Schulen gab es nicht; doch gelang es ihm allmählich den häuslichen Leseunterricht seitens der Mütter, auf welchen er besonders Gewicht legte, erfreulich zu heben, indem er denselben durch „ambulirende Schulmeister“ kontroliren ließ. Er selbst hielt die in Eßland herkömmlichen „Lokalvisitationen“ so fleißig, daß er zwei Mal jährlich alle Kinder des Kirchspiels im Lesen prüfte und katechisirte. Auch ließ er manche Knaben und Jünglinge zu sich kommen, um sie selbst etwas weiter zu unterrichten. Weil das Schreibmaterial damals noch theuer war, und S., wie bei sich selbst, so an Anderen, keinerlei Verschwendung im Kleinen litt, sondern stets auf das „Brockensammeln“ (Joh. 6, 12) drang (er hat nur selten und ungern zu einem Brief einen Bogen neuen Papiers gebraucht oder ein einmal benutztes Bündholz weggeworfen), leitete er sie an, ihre häuslichen Schreibübungen mit Stäbchen im Sande zu machen. Bei Allem aber war ihm nicht das Lernen als solches, sondern das Erwachen der Seele zu ewigem Leben die Hauptsache. Zur Bekämpfung eines der stärksten Feinde des Seelenlebens, der Trunksucht, mühte er sich schon frühe um Stiftung eines Mäßigkeitsvereines. Mancher Trunkenbold schien wirklich geheilt, doch selten nur war die Heilung von Dauer; und S. ist je länger je mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß alle dergleichen äußeren Heilmittel nur Palliative seien: „dieser starke Gewappnete weicht nur dem Stärkeren; da haben Leute mit Thränen und ernster Reue das Trinken verschworen, wohl auch Jahre lang davon gelassen, und sind doch wieder gefallen; bis Jesus Einem süßer wird als der Branntwein, dann läßt man diesen ganz leicht, und dann läßt man ihn wirklich.“

Schon 14 Jahre hatte S. so an seiner Gemeinde rastlos gearbeitet, war jedoch selbst davon keineswegs befriedigt, meinte vielmehr oft, er arbeite vergeblich, wiewohl er wußte, daß seine Sache des Herrn und sein Amt seines Gottes war; da geschah es, daß ihn „der Herr mit Gnade überschütten wollte“. Er selbst schreibt

darüber 20 Jahre später also: „Am 11. April 1836, dem zweiten Osterfeiertage, überkam es mich auf der Kanzel so, daß ich mich mitten in der Predigt unterbrechen mußte, um meinen Zuhörern zu sagen, daß ich nach bald 14-jähriger Amtsführung zu fürchten beginne, daß ich sammt ihnen einschlafe und — zur Hölle fahre. Dazu habe ich aber nicht eine angenehme und vortheilhafte Stellung im Staatsdienste aufgegeben. Ich würde ihnen also von jetzt an auch täglich auf den Landstraßen und in ihren Wohnungen nachgehen, nicht eher ruhen, als bis durch unsere Bibelgesellschaft nicht bloß jedes Haus (was nun längst geschehen) mit dem Worte Gottes versehen worden, sondern auch alle Familienväter mir mit Handschlag das Versprechen gegeben hätten, täglich mit den Ihrigen die Bibel zu lesen. Ich erwarte, daß man anfangen werde, die Abendandachten, die ich meinem Gesinde halte, so viel möglich zu besuchen u. s. w. Nun begann mehr und mehr eine auffallende Erweckung, die 2—3 Jahre lang wuchs, und deren Nachwirkungen noch jetzt darin sichtbar sind, daß, wenn die Menschen auch nicht mehr, wie damals, nach schwerer Tagesarbeit und oft bei dem schlimmsten Wetter, 1, 2 und mehrere Stunden Weges zu den im Pastorat gehaltenen Abendandachten zusammenströmen, das doch noch an den Sonntagen, auch wohl Sonnabenden (Einzelne kommen auch in der Woche) geschieht, und fortwährend ein solcher Hunger nach dem Worte Gottes sich zeigt, daß die Gemeinde, die zum Theil 3 Meilen her und ebenso weit zurück zu machen hat und am Montag mit Sonnenaufgang sich zur Frohnarbeit einfänden muß, nach dem Gottesdienste noch eine, zwei, auch drei Versammlungen im Bethause besucht, welches wenigstens in der ersten, trotz aller Geräumigkeit, die Masse der Menschen nicht zu fassen vermag.“ — „War es für einen angehenden Prediger eben nicht ermunternd gewesen, daß die kurz nach meiner Introduction hier gehaltene Kirchenvisitation erklärte: der Zustand der Gemeinde sei, namentlich hinsichtlich der Lesefertigkeit der Kinder, ein so vortrefflicher, daß man nur wünschen könne, es möge mir gelingen ihn auf dieser Stufe zu erhalten, — so mußte es sich in jenem Jahre 1836 (NB. nie früher und nie später) ereignen, daß das Wort von dem Generalsuperintendenten an alle Prediger erging:

thue Rechnung von deinem Haushalten! — und nun konnte ich der Wahrheit gemäß berichten, daß unter den Katechumenen bei meinem Amtsantritte ein Viertel, jetzt durchschnittlich nur ein Zwölftel nicht zu lesen verstanden, und daß ich zwei Mal jährlich die Lokalvisitation halte, während das sonst nur in zwei Jahren ein Mal zu geschehen pflegt.“

Gehört zu den wichtigsten Thätigkeiten des Hirtenamtes unstreitig die eigentliche Predigt, zumal in großen Landgemeinden, wo ein eingehenderer Einzelverkehr mit der Mehrzahl nur in beschränktem Maße möglich ist, so werden wir uns schon sagen können, daß Sengbusch ein in jeder Beziehung ungewöhnlicher Prediger sein mußte. Es kursirten früh und kursiren wohl noch heute im größeren Publikum manche Einzelheiten darüber, die als Curiosa von Mund zu Mund gehen; wer aber nach diesen allein seine Predigtweise beurtheilen wollte, der hätte ein ganz falsches Bild. Man muß ihn selbst gehört, ja man muß den ganzen Mann gekannt haben, um zu begreifen, wie durchschlagend seine Rede bei Hunderten, wie gewaltig deren Eindruck bei Tausenden gewesen. Er war ein geborener Redner. Möchte er ehestnisch oder deutsch sprechen, allezeit stand ihm das Wort, ohne alles Suchen, in fließendem, oft sprudelndem und schäumendem Strom zu Gebot. Weil er selbst beständig in dem Gotteswort lebte, Alles bis in's Kleinste mit demselben in Verbindung brachte und in dem still innerlichen Meditiren darüber sein höchstes, ja im Grunde sein einziges Vergnügen fand, so drängten sich nun auch in jeder seiner Rede die Gedanken, Geistesblitze und allerpraktischsten Anwendungen, oft in überreicher Fülle. Homiletische Kunst freilich war nicht seine Sache; sie war ihm nicht fremd, aber er hielt nicht viel von ihr. Manche, ja viele seiner Predigten waren zwar sorgfältig logisch disponirt, wie er sich denn jedes Mal wohl vorzubereiten pflegte; aber weil bei der Ausführung sein lebhaftes Naturell ihn oft in mannichfache, scheinbar weitabliegende Seitenwege drängte, war es dem Zuhörer nicht selten unmöglich den Gedankensaden ruhig mitzuverfolgen, bis etwa erst am Schluß der Eindruck doch der eines wohlgedachten Ganzen wurde. Nachzuahmen war darum seine Weise nicht; man mußte Sengbusch

sein, um wie er predigen zu dürfen. Ruhige, lehrhafte Deduktion war da fast nie; meinte man etwa einmal eine solche beginnen zu sehen, so gab's plötzlich einen Sprung oder Blitz, der Einen aus dem gemächlichen Geleise riß. Seine wirklich bewunderungswürdige Bibelfkenntniß machte es ihm leicht, zahllose Schriftstellen in überraschender Weise an einander zu knüpfen (wobei er gern mit Capitel- und Verszahl citirte). Seine Exegese war dabei freilich nicht selten sehr eigenthümlich allegorisirend, immer aber geistreich und durchweg praktisch. Eine Fülle von Illustrationen aus Natur und Geschichte stand ihm jederzeit zu Gebote; und in dem Volksleben namentlich seiner ehstnischen Insulaner war er so gründlich zu Hause, daß er alles und Jedes ganz konkret und persönlich zu machen mußte. Konnte er einmal eine ganze Predigt mit den tiefjüngsten Gedanken an einen eben gesehenen Schwarm der heimwärts in's warme Land ziehenden Schwalben oder Kraniche anknüpfen, so mußte ihm ein anderes Mal Peter d. Gr. oder Alexander I. sein Thema geben. Es passirte ihm dann freilich wohl bisweilen, daß nach sehr lebendiger Ausmalung des benutzten Bildes oder der Anekdote die eigentliche Anwendung nur kurz angedeutet wurde, so daß die Schwerfälligeren unter seinen Zuhörern nur das Gleichniß selbst, nicht dessen Deutung faßten und schließlich meinten, nur „weltliche Geschichten“ gehört zu haben. Besonders gern zog er Tagesereignisse aus der nächsten Umgebung, mehr oder weniger bekannte Erlebnisse von Gemeindegliedern oder Nachbarn, und am liebsten und häufigsten seine eigenen äußeren und inneren Erfahrungen in die Predigt hinein. Mochten dann auch die betreffenden Persönlichkeiten selbst zugegen sein, das genirte ihn nicht, auch wenn es ihnen zu Zeiten recht peinlich werden konnte; ja mitunter hat er sie dabei direkt persönlich apostrophirt. Der Gutsherr und Patron z. B. und sein Wirthschaftsaufscher waren stets wiederkehrende Figuren in seiner Rede, an denen er das Verhältniß der unbedingten Subordination des Menschen gegen seinen allmächtigen Herrn zu exemplificiren liebte. Bei zunehmendem Alter freilich, und je mehr sich in seinem zurückgezogenen Leben sein Gesichtskreis verengte, konnte es nicht ausbleiben, daß manche seiner „Geschichten“, Gleichnisse und Anwendungen allzu

stereotyp sich wiederholten. Bei alle dem aber fühlte es ihm jeder einigermaßen Empfängliche ab, wie er mit brennendem Verlangen jede Seele zur persönlichen Herzensentscheidung zu treiben und zu drängen, zu der seligen Erfahrung der sündenvergebenden Gnade in Jesu, die ihn selbst so glücklich gemacht, zu ziehen und zu locken trachtete. „Ich bin der vornehmste unter den Sündern;“ und: „aus Gottes Gnade bin ich, das ich bin;“ dieses doppelte Bekenntniß zog sich als der eine Grundton durch alle seine Worte hindurch. „Seid doch wie ich, denn ich bin wie ihr.“ Da konnte er sich kaum genug thun in möglichst scharfen, für manche Ohren vielleicht zu drastischen Selbstverdammungen und Schilderungen seiner Sünden, der vergangenen nicht allein, sondern auch der noch immer anhaftenden. Und dann wieder mußte er nicht genug zu rühmen von der selbsterfahrenen Liebe seines Jesus, wie der ihn so ganz rein gewaschen mit seinem Blut, wie er ihn allezeit über Bitten und Verstehen weise und herrlich geführt, wie er mit dem so innig „auf Du und Du stehe“ und in ihm von Tag zu Tag immer glücklicher werde. Wenn dann seine Rede oft in Gebet überging, in ein seliges Herzausschütten, Loben und Preisen, dabei ihm oft die hellen Thränen liefen, — da meinte wohl Mancher, das sei doch allzu subjektiv, das eigene Ich walte zu stark vor, er vergesse sich und rede eigentlich nur noch zu und mit sich selbst, das gehöre nicht mehr auf die Kanzel, sondern in das Bettkämmerlein. Aber solche Unterscheidung war ihm eben fremd; gerade so meinte er sein Licht leuchten lassen zu müssen; und den starken Eindruck nahm doch Jedermann mit: das ist Leben, wirkliches Leben in und aus Gott, da ist Nichts Gelerntes, da redet das ganze Herz, da steht eine gewaltige, ergreifende Realität dahinter, in welcher der Mann lebt und webt als in seinem eigensten Element. Wem nun dies unbequem war, wer sich allenfalls nur eine Religion des fühlen, anständigen Respektverhältnisses gegen den „lieben Gott“ gefallen lassen wollte, dem mußte freilich gerade Sengbusch's Predigtweise anstößig sein. Das mußte er selbst wohl und nahm keine Rücksicht darauf; er verhehlte sich auch nicht, daß viele seiner Aussprüche zum Gegenstand des Spottes wurden, sowohl im Salon als im Krüge; das war ihm

schon recht; denn, so meinte er, was Keinen abstößt, zieht auch Keinen an, und was nicht den Einen zum Geruch des Todes, wird auch nicht den Anderen zum Geruch des Lebens.

Es soll übrigens dabei nicht geleugnet werden, daß seine völlige Formlosigkeit, ja Barockheit, die mit den Jahren wohl noch zunahm, mitunter auch eine berechtigte Kritik herausforderte. Man wurde da nicht selten an einen Abraham a Santa Clara erinnert, und konnte dabei zuweilen ein geheimes Lächeln kaum unterdrücken, sei es über die übertriebene Nonchalance der paradoxen Ausdrucksweise, sei es über das ganze äußere Gebahren des Predigers, der aus Scheu vor allem gemacht Salbungsvollen und fleiß Formellen häufig in das andere Extrem verfiel. Aber uns wenigstens ist es dabei fast jedes Mal so gegangen, daß, wenn wir eben innerlich zu dergleichen mißbilligenden Bemerkungen gereizt waren, sofort tief ernste, das ganze Gemüth erschütternde und erhebende Zeugnisse uns aus der Reflexion reißen mußten, und wir mit dem Bekenntniß von hinnen gehen mußten: das war dennoch starke Gottesstimme, und der Mann ist doch ein Heiliger Gottes, ob auch ein wunderlicher!

Jene Formlosigkeit zeigte sich, wie gesagt, auch namentlich in dem äußeren Benehmen Sengbusch's im kirchlichen Gottesdienste. Liturgie und Liturgik waren seine Sache nicht. Zwar hatte er ein fein musikalisches Ohr und hielt große Stücke auf geistlichen Gesang. Hatte er doch selbst in den ersten Amtsjahren den elend korrumpirten und verschönkelteten Kirchengesang in Pühalep so energisch reformirt, daß unter den mannichfachen Anklagen bei der kirchlichen Obrigkeit, die er damals zu erdulden hatte, auch die figurirte: er habe durch die rücksichtslose Neuerung dem Volke die Kirche verleidet! Frisch und hell erklang der Gesang später in seiner großen, schönen Kirche, und mit laut tönender Stimme pflegte er bis in's Greisenalter seine geliebten Lieder meist auswendig mitzusingen. Aber es kam wohl vor, daß er zwischen den Versen einmal durch die ganze Kirche dem Organisten (der kein großer Meister war) eine Korrektur zurief; oder daß er plötzlich ein anderes Lied als das vorgeschriebene zu spielen befahl; oder daß er von der Kanzel herab und wieder hinauf stieg, wenn ihm

eben etwas einfiel, das diesem oder jenem zu sagen war; oder gar, daß er in eine seiner Kapellen in vollem Reiseanzug eintrat und dicht neben dem Altar vor der ganzen Gemeinde den Pelz ab- und den Talar anlegte, um dann an den Altar zu treten. So machte denn auch sein ganzes liturgisches Amtiren einen ziemlich unfeierlichen Eindruck. Seine Bauern mögen sich daran schwerlich gestoßen haben; die Gebildeten, sofern sie sonst ihn als einen Gottesboten schätzten und verstanden, ließen sich's eben gefallen; ihm selbst mochte es meist wenig bewußt sein.

Ein besonders wichtiges Stück seines amtlichen Thuns war ihm stets der Unterricht der Confirmanden. Erst im hohen Alter hat er diese Leib und Seele angreifende Arbeit eines Landpastors wohl auch als Last empfunden; sonst war sie ihm immer vielmehr eine Lust, wie Alles, was ihm Gelegenheit bot, seinen hochgeliebten Jesus den Sündern zu verkündigen und anzupreisen. Seine Weise war dabei im Ganzen dieselbe wie in der Predigt, nur noch mehr praktisch und persönlich das Einzelsubjekt anfassend und natürlich auch noch zwangloser. Einfach katechesirend wurde da dem Bauern- und Kinderverstehende das Eine, was Noth thut, nahe gebracht, nicht sowohl lehrhaft, als vielmehr unmittelbar paränetisch. Das eigentliche Dociren und Abfragen des von ihm sehr hoch gehaltenen Katechismus war mehr dem zuverlässigen Küster überlassen. Wenn er von den 10 Geboten sprach, war es ihm ganz darum zu thun, daß durch rückhaltloseste Besprechung aller Verfündigungen, der größten wie der feinsten, jeder Confirmand unerbittlich genöthigt würde zu erkennen, daß er kein einziges dieser Gebote gehalten habe. Das mußten sie ihm dann wohl auch alle ausdrücklich bekennen; und er pflegte dabei zu sagen: „so haben es mir nun alle die Tausende bekannt, die ich schon konfirmirt habe; nur Einer, der bekannte N. N., meinte, das vierte Gebot habe er doch wohl erfüllt; das aber war nun erst recht gar nicht wahr!“ Nun zeigte er auf die große Eingangsthür der Lehrstube (im Bethause): „seheth, die Thür ist breit genug, die zu Gott führen sollte, aber mit den 10 übertretenen Geboten habt ihr 10 große Vorhängeschlösser daran befestigt; da kommt ihr nicht durch! Aber dort“ — hier wies er auf eine kleine Seiten-

thür — „dort ist eine schmale Thür, da geht's wohl noch, durch die Gnadenthür; aber da müßt ihr euch nur so durchdrücken, als ganz kleine, arme Sünder.“ „Wenn nur der Hochmuth, der selbstgerechte alte Adam getödtet wird; mit allen anderen Sünden wird der liebe Jesus schon fertig.“ — Wenn er dann zum zweiten Glaubensartikel kam, da ging ihm das ganze Herz auf, und er betete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart. — Während der ganzen Zeit der Lehre ging S. täglich Abends noch einmal den nicht ganz kurzen Weg zum Bethause und hielt dort mit den Kindern eine Abendandacht, wie er's sonst im eigenen Hause that. Außerdem hatte er sich's zur Regel gemacht, daß er jedes der Kinder einzeln wenigstens einmal allein in sein Schreibzimmer kommen ließ, um ihm in der Stille direkt zum Herzen zu sprechen. Da ist manche verborgene Thräne zu Gott geweint, manches Bekenntniß gethan, manches brünstige Gebet zum Herrn gebracht worden.

In demselben Bethause pflegte S. auch jedes Jahr den Christabend mit den Dorfskindern zu feiern. Diese Feier ist seinen Kindern noch heute eine unverlöschliche Herzenserinnerung geblieben. Etwa zehn lichtbesteckte Tannenbäumchen schmückten dann den Raum mit Weihnachtsglanz; eine festliche Volksmenge mit Schaaren von Kindern umstand sie. „Vom Himmel hoch da komm' ich her,“ wurde jubelnd gesungen, das Weihnachtsevangelium gelesen, und dann betete der Pastor so herzbeweglich, den Kindern verständlich um das Kommen des Herrn Jesu in die Herzen, „wie einst in Bethlehem das ewige Wort als Brod des Lebens sich in den Futtertrog des armen Stalles habe legen lassen, Allen erreichbar, Keinem zu hoch.“ Wieder wurde gesungen:

Ach mein herzliebtes Jesulein,
 Mach' dir ein rein sanft Bettelein,
 Zu ruh'n in meines Herzens Schrein,
 Daß ich nimmer vergesse dein!

Und nun wurde jedem Kinde ein Brödchen aus feinem Mehl gegeben, mit Hinweis auf die eben ausgesprochene geistliche Bedeutung, denen aber, die gute Fortschritte im Lesen wie in Schrift- und Katechismuskennntniß gemacht, ein Buch geschenkt, wozu der Patronatsherr eine bestimmte Geldsumme jährlich gegeben; und

zwar so, daß je ärmer das Haus, desto größer das Buch, damit auf diesem Wege auch die Unbemitteltesten in den Besitz einer Bibel oder doch eines neuen Testaments gelangten.

Was Sengbusch in jener Predigt vom Jahre 1836 seiner Gemeinde öffentlich gelobt, das hat er seitdem über 40 Jahre unausgesetzt treulich gehalten: es ist, abgesehen von Zeiten der Abwesenheit oder Krankheit, wohl kaum ein Tag vergangen, an welchem er nicht ausgegangen oder gefahren oder geritten, um den Leuten das Gotteswort mitten in ihr werktägliches Leben hinein nachzutragen. Hausbesuche in den Dörfern gehörten zu seiner festen Lebensregel und wurden ihm je länger je mehr zum unentbehrlichen Bedürfniß; er ließ sich selbst durch sehr lieben oder sehr vornehmen Besuch davon nicht abhalten. In jüngeren Jahren ging er zu Fuß mit seinem Ziegenhainer, mit welchem er auch eines Tages einen Luchs erschlagen; als der Stock einmal verloren gegangen und trotz hochgebotenen FINDERLOHNES nicht wieder erlangt war, lag die Vermuthung nahe, er möchte wohl in irgend einer dunklen Hütte als Talisman verwahrt sein, wegen seiner wunderlich verschnörkelten Runen (der Namenszüge vieler Freunde); denn dergleichen Zaubergedanken gingen (und gehen vielleicht noch?) bei den Insulanern stark im Schwange. Sonst ritt S. auch viel und gern, bis es ihm im hohen Alter vom Arzt verboten wurde. Begleiteten ihn dann in Ferienzeiten seine Söhne, und hatten sie Flinten und Windhunde mit, so folgte der Vater der Jagd mit lebhaftem Interesse und konnte darüber lachen, wenn man fürchtete, daß er damit Anstoß gäbe, so freudig gewiß war er seines unverrückbaren Lebensmittelpunktes; in den „schwachen Bruder“, wo der etwa anders dachte, verstand er sich wirklich gar nicht hinein zu denken, das ging ihm ab; und bloßen Scheines wegen that oder unterließ er Nichts. Begegnete ihm auf diesen Wegen eines seiner Schäflein (oder Böcke!), so war er nach Anknüpfung eines harmlosen Gesprächs über Tagesinteressen sofort mitten drin im Reden von Jesus und Gotteswort und streute so manches Samenkorn aus. Dann besuchte er wohl die Kranken, die Angefochtenen und betete mit ihnen, brachte hier Trost aus dem Wort, dort etwa zugleich milde Wohlthat, lockte die Kleinen an sich, für die er immer eine

Tasche mit Raschwerk und Büchlein mit sich führte, und sagte ihnen ein gutes Wort. Oder er suchte wohl auch solche Häuser auf, in denen nicht der Heiland, sondern ein Sündenteufel herrschte, aber nicht um zu schelten, sondern gerade da besonders das süße Evangelium recht lieblich anzubieten. Oder er besuchte ihm besonders nahestehende Brüder und Schwestern, um sich mit ihnen über die Schrift und ihre Erfahrungen ganz treulich zu unterreden. Nie ward es ihm dabei schwer in das rechte Fahrwasser des Gesprächs zu kommen; von jedem Punkt aus war ihm wie von selbst die Brücke sogleich geschlagen, die vom Geringsfügigsten und Alltäglichsten zum Allerhöchsten und Ewigen führte. Es sollte durchaus Niemand sein, mit dem er im Leben je zusammengetroffen, der ihn einst deshalb verklagen dürfte, daß er ihm nicht gesagt habe: komm zu Jesu! Nicht selten gestalteten sich diese Hausbesuche zu improvisirten Bibelsunden. Nicht immer freilich mögen sie wirklichen Ertrag und Erfolg gebracht haben; manchem Bauern sind sie vielleicht mitunter störend in seiner Arbeit gewesen; und es soll überhaupt nicht behauptet werden, daß jeder Pastor diese Weise gerade nachahmen müsse; S. konnte nicht anders, es war ihm Pflicht und Erholung und Vergnügen zugleich. Wo er ging und stand, mußte er zeugen.

Wenn wir mit ihm sein liebes Pühhalep ein „einsames Thal“ genannt haben, so soll ja damit nicht gesagt sein, daß es wie ein völlig abgeschiedenes Kloster und von allem auswärtigen Besuch gemieden gewesen sei. Vielen Einsamen und Obdachlosen hat es zu Zeiten eine Heimstätte geboten. Die im höchsten Sinne liebenswürdige Hausfrau verstand das: „herberget gerne“ aus dem Grunde. Es kamen wohl auch nicht selten, namentlich in älteren Zeiten, Glaubensgenossen, theils sehr schlichte, theils hochangesehene, hinüber in das ultima Thule, um der Geistesgemeinschaft mit dem weit und breit bekannten „armen Hirten“ zu genießen; und in den 30-er und 40-er Jahren brachte, wer seine Kinder recht gewiß in dem lebendigen Jesus-Evangelium konfirmirt wissen wollte, sie am liebsten nach Pühhalep. Was die wenigen Gutsbesitzer und sonst deutsch gebildeten Bewohner des Kirchspiels betrifft, so hatten zwar manche von ihnen eine gewisse Scheu vor dem

Pastor, der ihnen allen geistig überlegen war und mit seinem ungeschminkten, gerade auf das Centrum losgehenden Zeugniß in jedem Gespräch mitunter etwas unbequem werden konnte. Aber einmal mußte da meistens die Frau mit dem Takt eines weiten und klugen Herzens Vieles zu glätten und auszugleichen; und dann gewöhnte man sich am Ende daran, daß der Hausherr, wenn nicht geradezu ausgesprochene Gesinnungsgemeinschaft ihn anzog, seine eigenen Wege ging, sich oft in sein Stübchen einschloß und die Gesellschaft seiner Frau, später auch den herangewachsenen Kindern überließ. Wenn man in unserem Lande es oft als eine Verpflichtung des Pastors beansprucht, daß der Pastor nicht bloß geistlich, sondern auch geistig und gesellschaftlich ein belebendes und anregendes Princip unter seinen deutschen Eingepfarrten sein müsse, so stand davon in Sengbuschs Pflichtenkodex kein Wort. Für bloße zeitvertreibende Geselligkeit war er nicht zu haben. Gerade in solchen Kreisen war er oft herbe; und wer den Kern nicht kannte und zu genießen wußte, den schreckte die Schale ab. Auch als später der Fabrikort Kertel von einer Anzahl mehr oder weniger gebildeter Deutschen bewohnt war, und Sengbusch ein Mal monatlich in der dortigen Kapelle deutsch und ehstnisch predigte, wollte sich ein rechtes Verhältniß und Verständniß zwischen Jenen und ihm nicht anbahnen. Seine Predigten waren Vielen unverständlich, weil sie Anknüpfungspunkte voraussetzten, die nicht vorhanden waren; und in persönlichen Berührungen verstand wiederum er es nicht, ihnen die Wahrheit in einer Form zu sagen, die den Schwachen sie sympatisch gemacht hätte. Nur wo Trauer, Noth, Herzeleid war, da erkannte man sein mitfühlendes Gemüth und wußte seine stets hülfbereite Hand dankbar zu fassen; sonst gab es oft Mißverständnisse und Reibungen in äußeren Dingen. Dies war ihm selbst drückend, und er machte kein Hehl daraus, daß ihm seine amtliche Thätigkeit unter den Deutschen verleidet war, übertrug daher auch in seinen letzten Amtsjahren jene Predigten in Kertel fast ausschließlich den jüngeren benachbarten Pastoren der Insel; „die sollen ja,“ so äußerte er halb scherzend, „so ausgezeichnete Leute sein, vielleicht können sie dort Etwas leisten, aber ich bezweifle es!“ An solchen Sonntagen pflegte dann wiederum er für den betreffenden

Nachbar in dessen Kirche ehestmisch zu predigen. Aber es war das in einer Zeit, als seine Leibes- und Geisteskräfte bereits im Abnehmen begriffen waren, wenn auch nicht seine Originalität.

Daß Sengbusch mit seinen älteren Amtsbrüdern, die er als Nachbarn auf der Insel vorfand, brüderlicher Gemeinschaft nicht zu genießen hatte, ist schon oben bemerkt worden. Den Jesus, der sein Alles war, um dessen willen er „Alles für Schaden und Dreck achtete“, kannten sie bei aller sonst ehrenwerthen Rechtschaffenheit nicht, damals wenigstens noch nicht; und ihm war es nicht gegeben, mit schonender und gewinnender Milde sie anzuziehen. Er hielt sich vielmehr für berufen, die Gegensätze in ihrer vollen Schärfe zu betonen; und während er im Stillen darüber vor Gott seufzte, sahen sie in seinem Benehmen nur schroffe Lieblosigkeit. Nach dem Worte des Herrn: „ihr müßt gehaßt sein um meines Namens willen,“ hat er's ihnen nicht selten gerade heraus gesagt: sie müßten ihn ja hassen! Da konnten denn, namentlich in den ersten Zeiten, auch äußerliche Collisionen nicht ausbleiben; und bei solchen geschah es ihm wohl, daß er, was zuweilen nur Differenz der Ansichten auf ganz neutralem Boden war, für Feindschaft gegen seinen Heiland und sein Bekenntniß hielt. Denn, so pflegte er bei solchen Gelegenheiten, nicht immer mit Recht, zu sagen: „wer euch antastet,“ spricht der Herr, „der tastet meinen Augapfel an.“ In späteren Zeiten gestaltete sich das Verhältniß allmählich viel freundlicher, wenn auch nie recht warm; theils durch die intimen, nachbarlichen Beziehungen der beiderseitigen Familien, theils auch namentlich dadurch, daß S. den Anderen in Zeiten der Trübsal und Noth in edelmüthigster Weise sein Christenthum mit der That bewies. Schließlich hat er den beiden Amtsbrüdern den Nachruf am Grabe gehalten; und als vorher des Einen fromme Gattin in Todesnöthen lag, war es Sengbusch, den der tief gebeugte Mann auf ihre ausdrückliche Bitte an das Sterbebett rufen mußte, damit er ihr und dem ganzen Hause den Trost Gottes spendete.

Was S. so in der Nähe entbehren mußte, ließ ihn Gott doch schon früh in weiterer Ferne finden. Johannes Carlblom (Nuckö), Ed. Hesse (Arensburg), Th. Frese (Bönal), Leop. und Alex. Hörschelmann (St. Martens und Rötthel) wurden

ihm Herzensbrüder und Freunde. Ungeachtet der großen Entfernungen fand sich durch viele Jahre dieser Bruderkreis bald hier, bald dort, fleißig zusammen; und da gab es denn bei aller Verschiedenheit der Individualitäten, weil sie sich in der Hauptsache eins wußten, eine gar liebliche Gemeinschaft und Erquickung im Geben und Nehmen. Als später noch mehr jüngere gläubige Prediger in der Wieck in's Amt traten, erweiterte sich der Kreis; aber — es lockerte sich auch je länger, je mehr das Band. Denn weil die Jüngeren, angeregt durch den Prof. Philippi u. A., über den Standpunkt subjektiver Gläubigkeit hinaus gingen, das Krankhafte des herrnhutisch gefärbten Pietismus bekämpften, die reine lutherische Lehre und Kirchlichkeit mit Ueberzeugung hervorhoben, kam es oft zu sachlichen Disputationen, die S. weder verstand noch vertrug, und in Folge deren er sich von den Conferenzen zurückzog. Auch die Predigersynoden hat er in seinen letzten 30 Amtsjahren mit einer einzigen Ausnahme nicht mehr besucht. Hatte er bis dahin mit wenigen Genossen stets die glaubensmuthige, heftig angefeindete Opposition innerhalb der Synoden gebildet, so vermochte er sich jetzt nicht darein zu finden, daß nun eine ebenso wahre und entschiedene, aber in vieler Hinsicht anders gerichtete Gläubigkeit die Majorität hatte. Verfolgung seitens des Unglaubens trug er gern, aber Widerspruch von Seiten solcher, die ebenfalls an Christum glaubten, war ihm unbegreiflich und unverträglich. Jene hatte er in seinen ersten Amtsjahren vielfach zu erdulden; Visitatoren wurden ihm nach Bühhalep geschickt, um ihn in Folge mancher, zum Theil boshaft verleumderischen Anklagen zu verhören. Einen officiellen Verweis, der ihm „wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses“ ertheilt wurde, weil er einmal in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung seine Freude über das allmähliche Zurückweichen des vulgären Rationalismus ausgesprochen hatte, sah er als ein vom Heiland ihm ertheiltes Ehrenkreuz an. Seinem damaligen Generalsuperintendenten, der früher selbst mit ihm denselben Jesusglauben bekannt hatte, nun aber meinte „über den Parteien stehen“ zu müssen und ihn einen „Denuncianten“ nannte, erwiderte er im Zwiegespräch: „hiermit hast du dich selbst schon für Partei erklärt, und jetzt laß uns sehen, wer siegen wird, ob der Generalsuperintendent mit

feinen Schaaren, oder Jesus mit seinen Heerschaaren!“ Ja, Jesus siegte, wie er immer siegen wird, nicht bloß äußerlich, sondern mit der Zeit auch innerlich in vielen Herzen, in denen es Licht wurde. Aber daß dieses Licht eine andere Färbung hatte, als die seinige, das faßte S. nicht; da zog er sich zurück und spann sich immer mehr da ein, wo es ihm in seiner Stille wohl geworden war mit seinem Gott. Die letzten 20 Jahre hat er das Festland fast nie mehr besucht; „ich gehöre da nicht mehr hin, Jesus erlaubt es mir nicht mehr,“ pflegte er zu sagen. Seine in dieser Zeit eingetretenen viel jüngeren Amtsbrüder auf Dagö haben, wiewohl auch sie nicht in Allem mit ihm übereinstimmen konnten, ihn oft besucht, herzlich verehrt und geliebt, unvergeßliche Segensstunden in seinem Arbeitsstübchen erlebt und bewahren ihm heute noch ein dankbares Gedächtniß.

Sengbusch war ein gewaltiger Beter; das ist wohl das Größte an ihm gewesen. Nicht allein wußte er so innig und ergreifend Anderen vorzubeten, wie Schreiber dieses es kaum sonst je gehört hat: er brachte täglich viele Stunden, bei Tag und bei Nacht, in beständigem Herzensgespräch mit seinem Seelenfreunde zu. Eine lange Liste von Personen und Gegenständen stand auf seinem Gebetszettel oder an den Wänden seines Zimmers hier und da mit Kreide angeschrieben. Kaiser und Reich, Landeskirche und Brüdergemeinde, Kirchenpatron und Gemeindeglieder, Freunde und Feinde ohne Zahl hat er unermüdet jeden Tag durch viele Jahrzehnte auf fürbittendem Herzen getragen. Und wenn er dann mit unter Thränen lachendem Angesichte von den merkwürdigsten Gebetserhörungen erzählte, mußte man beschämt und gehoben zugleich bekennen: „hier ist Geduld und Glaube der Heiligen; das Land, darauf du stehst, ist heiliger Boden, hier ist Nichts denn Gottes Haus!“ Freilich mußte man bei solchen tief erbaulichen Mittheilungen manche Redeweise mit in den Kauf nehmen, die nicht Jedermann ohne Anstoß zu hören im Stande ist. Denn er redete mit seinem Gott sehr ungenirt, kordial, familiär, „wie ihm der Schnabel gewachsen war.“ Ausdrücke wie die: „ich habe den Herrn Jesus heruntergemacht,“ „ich habe mich mit meinem Heiland gebalgt,“ ich habe ihm scharf vorgeworfen, daß er seinen Diener schlecht behandle, aber nachher — habe ich erkannt,

daß ich ein Esel gewesen, daß er mit mir armen Sünder nur gespielt," — waren nicht selten. Doch ließ er sich's auch gefallen, wenn man ihm darauf sagte: solche Dinge blieben besser ungesagt, sie gehörten jedenfalls nicht vor alle Ohren! Wenn er dann erwiderte: „da mögen Sie Recht haben,“ und sein graues Haupt freundlich lächelnd neigte, mußte man nur gleich auf die Wandtafel von blauer Pappe blicken, die über seinem Ruhebetto hing, und sich des mit großen Buchstaben darauf geschriebenen Bekenntnisses freuen: „Meine Dogmatik heißt: Jesus liebt mich, und meine Ethik: ich liebe Jesus.“

Es ließe sich in der That kaum besser und prägnanter Sengbusch's ganzes Leben und Streben charakterisiren als in dem Sprüchlein auf der Wandtafel. Jesus, das Centrum, und das intim persönliche Verhältniß zu ihm (zu JSM, wie er selbst grundsätzlich stets schrieb) war ihm nicht bloß die Hauptsache, sondern durchaus Alles in Allem. Eine Dogmatik, die von dem Centrum mit scharfer Consequenz in das Peripherische vordringt, war seine Sache nicht. Er war mehr Mystiker als Dogmatiker. Alle Theologie, alle Religiosität, die dieses Centrum festhielt und hervorhob, war ihm sympathisch, mochte sie sonst in den Glaubenslehren noch so heterodox sein, er war geneigt das zu übersehen. Hingegen konnte er Alles, was ihm diesen Kern nicht warm und innig genug zu fassen schien, mit einer gewissen Nichtachtung bei Seite schieben. So hielt er denn auch nicht viel von eigentlich wissenschaftlicher Theologie, liebte es sogar, dieselbe in seiner paradoxen Weise geringschätzig zu behandeln. In seinen jüngeren Jahren freilich scheint er nicht wenig gelesen zu haben; das läßt sich aus den zahlreichen Abhandlungen schließen, die er damals, namentlich 1838—1845, veröffentlicht hat, Anfangs meist in den vom Prof. Dr. Buch in Dorpat herausgegebenen „Evangelischen Blättern“, später in Dr. Ulmanns „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit Rußlands“. Alles, was er schrieb, konnte nicht anders als geistreich sein, mochte aber wohl schon damals und dürfte zumal jetzt nicht von Vielen ohne hindernde Schwierigkeiten genossen werden. Denn wenn schon der Stil durch verwickelte Satzkonstruktionen und durch überzahlreiche Bibelcitate

schwerfällig ist, so ist noch mehr der logische Gedankenzusammenhang, obgleich wohl vorhanden, doch durch vielfaches Abspringen nach rechts und nach links undurchsichtig. In den letzten Jahrzehnten hat Sengbusch ebenso wenig gelesen als geschrieben (abgesehen von einigen Broschüren, betreffend den ehestnischen Bibeltext und dessen Emendation, welches Thema ihm ganz besonders am Herzen lag). Außer der heiligen Schrift war, wie er selbst oft zu sagen liebte, jetzt seine einzige Lektüre — Luther! Doch freilich keineswegs der ganze Luther, auch überhaupt nicht dessen Schriften in ihrem Zusammenhang, sondern „Luthers christliche Lehren auf alle Tage im Jahre“, eine Zusammenstellung einer Menge einzelner kurzer Stücke aus Luthers Werken, ein zwar nicht von S. selbst ausgearbeitetes, aber von ihm mit eigenen Bemerkungen neu edirtes und durch ihn selbst mit bedeutenden pekuniären Opfern verbreitetes Buch, welches ihm zum unentbehrlichen Vademekum geworden, und aus dem er stets Citate bei der Hand hatte. Es enthält eben ausschließlich solche Aussprüche unseres Reformators, die Sengbuschs Geistes- und Herzensrichtung kongenial sind, in welchen die absolute Verdammlichkeit des Sünders vor Gott und die ebenso absolute Heilsgewißheit im Glauben möglichst prägnant zum Ausdruck kommt. Sonst ließ er sich zwar viel, zumal in den letzten Lebensjahren, Stunden lang des Tages vorlesen, aber das war meist allerleichteste Lektüre (Familienjournale u. dgl.), bei welcher sein Geist völlig ausgespannt ruhte; daher es ihm dabei gar nicht störend war, wenn zu Zeiten die Vorleserin, eine nur wenig Gebildete, als bloße verständnißlose Lesemaschine fungirte. Und hiermit kommen wir nun schon auf das häusliche Familienleben.

Es ist schon oben gesagt worden, welcher kostbare Schatz ihm in seiner treuen Lebensgefährtin gegeben war. Wie werth und unentbehrlich ist sie ihm gewesen, mit ihrer fast immer gleichen, stillfreundlichen Gelassenheit, Geduld und Langmuth! Was wußte sie alles ihm abzunehmen, von ihm abzuwenden, oft ohne daß er es merken mochte! Ja, was wäre aus seinem Hause, aus der Erziehung der Kinder, aus seinen äußeren Verhältnissen zu denen, die ihm nach ihrer anders gearteten Richtung innerlich fremd blieben, geworden, ohne sie, die immer wieder mit liebenswürdigster Freund-

lichkeit zu applaniren wußte, manchmal wohl nach verborgenen, thränenreichen Kämpfen, doch auch nicht selten mit einem Humor, der zu bewundern war!

Von fünf Kindern war das älteste, Marie, geboren 1823. Sie ist ihr Leben lang eine Kreuzträgerin in besonderem Sinn gewesen. Schon bei dem sechsjährigen Kinde zeigte sich ein Anschwellen der Beine; trotz aller Bemühungen bedeutender Aerzte nahm dies immer zu. Das war ein mühsamer Erdengang; doch immer „Jesu nach“, den sie als ihren Heiland schon früh selbstständig erkannt. So ward ihr starker Geist Herr über den elenden Körper, und sie konnte lange Zeit der Mittelpunkt aller heiteren Gemüthlichkeit im Hause sein; wiewohl sie erwachsen nur kurze Strecken noch und mit immer zunehmenden Qualen zu gehen vermochte. Den jüngeren Geschwistern, die zum Theil von ihr mit-erzogen und unterrichtet wurden, hat sie oft zugerufen: „Kopf in die Höhe“ und: „nur fröhlich“; ein weiches Sichgehenlassen in Mißmuth und Klagen mochte sie nie dulden. Von einer vergeblichen Hunger- und Durstkur aus Schlessien gänzlich erschöpft heimgekehrt, hat sie noch Jahre stets bettlägerig unter namenlosen Schmerzen verlebt, bis sie 1852 entschlief, und der Vater ihr auf den Grabstein schrieb: „Wir müssen durch viel Trübsal in's Reich Gottes gehen.“

Die beiden Söhne, Johannes und Conrad, empfangen ihren ersten Unterricht von dem Vater, der sie kurz und stramm hielt, wiewohl er andererseits auf eine streng methodische Pädagogik nicht viel gab und der Entwicklung des Naturells freien Raum ließ (die beste Erziehungsmethode ist die „nach Gefühl“). Noch als junge Knaben sandte er sie in das damals in gutem Ruf stehende pädagogische Institut in Petersburg, an welchem sein Bruder Karl Oberinspektor war. Dort mochte es ihnen manchmal etwas hart ergehen; die Mittel waren knapp; wenigstens beunruhigten so lautende Nachrichten von Freunden das liebende Mutterherz; und weil eben damals Manche diese für die Söhne erwählte Laufbahn als eine sehr verfehlte angesehen haben, hat später um so lieber der Greis S. zum Preise seines Heilandes darauf hingewiesen, wie Beider Wege so zum Besten gelenkt worden, indem sie nicht bloß

zu liebevollen und treuen Söhnen herangewachsen, die ihres Vaters Glauben nachfolgen, sondern es auch in der Welt „zu Etwas gebracht“, der Jüngere als wohlsituirter Gutsbesitzer, der Ältere als Schuldirektor und „Excellenz mit Orden“.

Das vierte Kind, Alexandra, hat den schönen und lieben Beruf gehabt den Eltern bis an's Ende zu dienen und zuletzt den einsamen, müden Vater bis zu seinem Hingang im Frieden zu pflegen. Die jüngste Tochter, Emilie, wurde 1864 ihrem Vetter Paul v. S. angetraut, hat jedoch noch oft durch längere Besuche mit ihren Kindern viel neue Lebensfreude in das Elternhaus gebracht; wie denn überhaupt alle die in weite Ferne versetzten erwachsenen Kinder immer gern einem besonders starken Zuge zur Heimath gefolgt sind; ein Beweis dafür, daß ihnen das Haus ihrer Kindheit in keiner Weise ein beengendes Kloster gewesen ist.

Nein, das war es wahrlich nicht, wie wohl Manche meinen mochten, die einen Einblick nicht hatten. Nichts lag dem Vater ferner, als in puritanischer Weise auf das alte Kleid einen neuen Lappen flicken, durch das Gesetz den alten Menschen fromm machen oder durch strenge äußerliche Formen die Natur eindämmen zu wollen. So ließ er denn die Jugend auch ruhig in ihrer Fröhlichkeit gewähren, erinnerte sie nur von Zeit zu Zeit wieder daran, daß man sich der Welt nicht gleichstellen dürfe. Nur daß es im Hause an Gottes Wort nicht fehlen durfte, darauf hielt er streng. So begann der Tag stets mit einer deutschen Hausandacht für die Familie und schloß mit einer ehestnischen für das ganze Hausgesinde und etwa noch hinzukommende Ehsten. Bei beiden wurde gesungen, bei beiden knieend gebetet. Wohl mochte es den Kindern zu Zeiten etwas peinlich sein, wenn etwa ein solcher Besuch da war, von dem man annehmen mußte, daß derselbe an solcher „Form“ nicht Theil zu nehmen geneigt war, dennoch zur bestimmten Stunde sagen zu müssen: „der Vater geht zur Abendandacht.“ Aber ausfallen durfte diese nie; sondern nöthigen Falls blieb etwa die Mutter allein unter seiner Zustimmung mit dem Besuch zurück. Desgleichen hielt Sengbusch das Tischgebet immer laut und zwar stets in dem selben sehr charakteristischen Wortlaut. Vor dem Essen: „Komm, lieber Herr Jesus, und sei nach deiner theuren Verheißung

auch jetzt bei Tische mitten unter uns, und laß uns an Leib und Seele gesegnet sein, was wir aus deiner Gnadenhand empfangen.“ Und nach dem Essen: „Wir danken dir, Herr Jesus, daß du uns so freundlich den Leib gespeiset; ach, gieb auch unserer Seele Hunger, daß sie dich suche, schmecke und genieße, du Brod des Lebens, zum ewigen Leben.“ Dieses Tischgebet selbst laut zu sprechen (damit man nicht „dem lieben Gott einen bloßen gedankenlosen Kratzfuß mache“) ließ er sich auch dann nicht nehmen, wenn er, was namentlich in späteren Zeiten sehr häufig vorkam, an der gemeinsamen Mahlzeit selbst nicht Theil nahm, sondern sich sein Essen auf sein Zimmer bringen ließ, entweder weil ihm etwa eine fremde Tischgesellschaft, mit der er Nichts anzufangen wußte, nicht behagte, oder weil er ungenirt seine besonderen Speisen haben wollte, z. B. den geliebten Mehlbrei, den er für besonders zuträglich hielt. Hatte er übrigens einmal auch vor fremden Gästen in leichter Plauderei seinem natürlichen Witß und Humor die Zügel schießen lassen, so konnte er nachher oft mit traurigen Augen zu den Seinigen sagen: „Aber wißt Ihr auch, ob ich je wieder Gelegenheit haben werde ihnen ein Wort zu sagen, das ihnen in der Todesstunde nützen kann?“ In dem Bestreben, dieses Letztere zu thun, begegnete es ihm freilich nicht selten, daß er „mit der Thür in's Haus fiel“, durch eine ganz abrupte, scharfe Gewissensfrage einen Menschen, den er zum ersten Male sah, in die peinlichste Verlegenheit setzte, oder ein ängstliches und schüchternes Gemüth bis zu Thränen erschreckte. Wo er dies dann merkte, pflegte er sich zurückzuziehen und mit solchen Leuten nicht leicht wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Wer ihm dagegen mit Geistesgegenwart zu antworten und auf seinen Gedankengang einzugehen wußte, mit dem unterhielt er sich gern, und es gab oft ein Geplänkel mit tief ernstem Hintergrunde, bei dem man nur manchmal nicht recht wußte, wie weit es Scherz und wie weit Ernst war.

Hat Sengbusch sich „einen armen Hirten“ genannt (den Namen legte er sich, wenn wir nicht irren, zuerst in einem durch viele Jahre geführten, besonders innigen Briefwechsel mit dem von ihm nie mit Augen gesehenen, geistgesalbten Pastor Treviranus

in Bremen bei), so war das „arm“ damals von ihm zunächst in der buchstäblichsten Bedeutung gemeint. Es ist schon erwähnt worden, daß die Pfarreinkünfte in Pühhalep nichts weniger als reichlich waren. Auch war er nicht, was man einen guten Wirth nennt; im Kleinen sparsam, im Großen wenig berechnend. In jüngeren Jahren besorgte er seine Landwirthschaft selbst und zwar mit lebhaftem Interesse, legte neue Felder und Wiesen an, machte bedeutende Ameliorationen, deren Ertrag jedoch nicht immer den darauf verwandten Anlagekosten entsprach. Später wurde es ihm zur Gewissenssache, die Landwirthschaft aufzugeben („mir,“ sagte er, „ist sie Sünde“) und er verpachtete die Pfarrländereien, fuhr aber auch dabei nicht immer gut. Wegen der ihm zukommenden Gerechtsame der Pfarre gab es viel Collisionen und von anderer Seite zu persönlichen Conflikten zugespitzte Meinungsverschiedenheiten, die S. sehr ernst nahm. In solchen Dingen konnte er sehr zäh und unnachgiebig sein. Man hat ihm das auch von sonst befreundeter Seite verdacht; man hat in weiten Kreisen gesagt, Geschäfte mit Sengbusch abzumachen sei unerträglich; ja man ist so weit gegangen, ihn als einen Habfüchtigen zu verschreien, und die Feinde seines Bekenntnisses haben dann wohl gar mit Hohnlachen darauf hingewiesen, als auf eine Verleugnung mit der That. Nichts kann ungerechter sein. Verhehlen wollen wir nicht, daß ihn die Reminiscenzen seines juristischen Jugendstudiums mitunter in geschäftlichen Dingen allzu genau, ja pedantisch und dadurch Anderen unbequem machen konnten. Aber nicht das Trachten nach seinem persönlichen Vortheil war es, was ihn bestimmte, auf dasjenige, was ihm von Rechtswegen zukam, unter keinen Umständen freiwillig zu verzichten, sondern er hielt sich verpflichtet, alles Gesetzliche für seine Nachfolger ungeschmälert aufrecht zu erhalten. Mag er dabei hier und da geirrt haben, so geschah es jedenfalls immer bona fide. Persönlich war er stets gern bereit, nicht bloß mit vollen Händen und oft über seine Kräfte zu geben, sondern sich nehmen und entziehen zu lassen, was sein war, zum Rocke auch noch den Mantel zu lassen und einen Dieb vielmehr zu bedauern als den eigenen pekuniären Schaden. Manches Mal ist er da in Mangel und bitterer Verlegenheit gewesen; immer aber war dann die Hilfe am nächsten,

wenn die Noth am größten. Von solchen sichtbaren und wunderbaren Durchhülfen wurde er nie müde mit bewegter Stimme zu erzählen.

Nach dem Tode seines Vaters, der ihn zwar oft unterstützte, auf dessen Hülfe er sich aber nie hatte verlassen wollen, war ihm dann ein nicht ganz unbedeutendes Erbtheil zugefallen. Von da an konnte er sich zwar nicht mehr im buchstäblichen Sinne „arm“ nennen; in einem andren aber war er's doch: er hatte so, als hätte er nicht. Als ihm einmal ein Gutsbesitzer sein schön eingerichtetes Haus mit dem prächtigen Garten und Park zeigte, äußerte er: „ach, wie schwer muß doch das Sterben werden, wenn man das alles hat!“ Zwar war er selbst viele Jahre lang Gutsbesitzer; für jenes ererbte Capital ließ er sich das Gut M. auf dem Festlande kaufen; er selbst aber hat dort nur ein einziges Mal eine Nacht verbracht, hat es weder beim Ankauf, noch während seines Besizes, noch auch beim Wiederverkauf gesehen.

Von seinem „Wohlthun und Mittheilen“ möchten wir nicht viel reden. Es leben noch Viele, die davon mit Dank zu sagen wissen. Wo ihm irgend eine Noth, in der Nähe oder Ferne, zu Herzen ging — und wie oft geschah das! — da war seine Hand offen, und er sah es nicht auf die Hunderte an; doch fast immer so, daß er die Gaben ganz im Stillen durch Mittelspersonen an ihre Adresse gelangen ließ. So sind auch den speciellen Werken des Reiches Gottes, wie Bibelgesellschaft, Mission u. dgl., regelmäßig bedeutende Gaben mit der Bezeichnung „von e. a. G.“ zugeflossen. Doch sei hier beiläufig als eine seiner Eigenthümlichkeiten bemerkt, daß er gesprächsweise oft das Paradoxon aufstellte: von einer „evangelischen Mission“ halte er eigentlich nicht viel, es komme nicht viel dabei heraus; zur äußeren Mission seien vielmehr die katholischen Kirchen berufen; die geschehe am besten „mit Kanonen und Karbatschen“; so müßten die Völker zuerst in die äußere Kirche herein gejagt werden, damit dann erst das Beste, die Evangelisation beginnen könne. Einst kam ein junger Ehste zu seinem greisen Pastor, um sich seinen Rath zu erbitten: er habe das dringende Herzensverlangen, Heidenmissionar zu werden; wie er das wohl anfangen müsse? Sengbusch antwortete ihm: „Ach,

Missionar willst du werden? Das kannst du einfacher und billiger haben: brauchst nicht unter die Hottentotten zu gehen, kannst ruhig daheim bleiben und Sonntags mit der Bibel unterm Arm in die Dörfer gehen; es giebt in Pühhalep noch Heiden genug!“ Und als ihn einmal ein Mann besuchte, der lange Jahre unter den Negern gearbeitet hatte, redete er ihn kurz an: „Was? Sie wollen ein Missionar sein? den denke ich mir ganz anders; der geht nicht mit goldener Brille einher, sondern mit zeretztem Angesicht, voll Wunden und Narben.“ (Doch ist jener junge Ehste gegenwärtig wirklich Missionar unter den Kolhs in Indien; und der letztgenannte Mann ist S. später ein sehr lieber Freund und Bruder geworden.)

Sehr einfach und an Abwechslung arm ist Sengbusch's äußeres Leben und Tagesordnung gewesen. Es war, je älter er wurde, desto mehr ein geregeltes und fast bedürfnisloses Stillleben. Früh pflegte er Morgens aufzustehen und verbrachte ein Paar stille Stunden in seinem Stübchen; über die Loosung des Tages und den betreffenden Abschnitt aus „Luther's christlichen Lehren“ sinnend, meditirend, sie mit anderen Bibelstellen vergleichend, seine reichen Lebensreminiscenzen hineinziehend, Notizen darüber aufzeichnend, vor Allem betend. Diese Morgenstunden gehörten zu seinen liebsten und schönsten. „Sein erst Gefühl war Preis und Dank.“ Sein Arbeits- und Betkammerlein war ein abgeschlossenes Heiligtum, in welchem ihn Niemand unangemeldet stören durfte. Fiel ihm da etwas ein, was mit diesem oder jenem Hausgenossen zu besprechen war, so schrieb er es sich mit Kreide hieroglyphisch an die Wand; oder er citirte den, mit dem er sogleich zu reden wünschte, durch seine Glocke, deren ein-, zwei- oder dreimaliger Ton nach fester Verabredung verkündete, wem der Ruf jedes Mal galt. Außerlich hatte sein Zimmer nichts Tempelähnliches; da war Alles höchst einfach, altmodisch, für die meisten anderen Menschen vielleicht sehr unbequem; aber Veränderungen darin liebte er nicht, und wie es ihm bequem war, hatte er sich's sinnreich genug eingerichtet, so daß er z. B. auf seinem alten Lehrstuhl sitzend, alle Bücher und Utensilien erreichen konnte. War dann die Familienandacht gehalten, so zog er sich meist eben wieder dahin zurück und empfing gewöhnlich viele Leute aus der Gemeinde, die Anliegen hatten.

Niemals kehrte er ihnen gegenüber den „Herrn“ heraus, und zumal wenn sie ihm als Genossen des Glaubens bekannt waren, so gab es da ein freimüthiges, brüderliches Reden von Herz zu Herz. Manches geheime Bekenntniß ist da geschehen, manches brünstige gemeinsame Gebet vor den Herrn gebracht worden, und Viele sind erschüttert und erweckt, Viele innerlich getröstet mit Thränen hinausgegangen. Nach dem Mittag ließ er sein Pferdchen anspannen (oder im Sommer und in jüngeren Jahren satteln), mochte auch das Wetter noch so ungünstig sein, und begab sich allein auf seine Seelsorgerwege. Besonders gern besuchte er da wohl die Krüge, wurde gern empfangen und hielt denen, die er gerade antraf, eine Bibelstunde, eine Andacht, ein Gebet, in der aller formlosesten Weise, nicht selten „in Hemdsärmeln“. Abends saß er gern, besonders im Alter, ein Paar Stündchen im Familienkreise, war dann aber meistens still, nahm an gemeinsamer Lektüre, gelegentlich zuhörend und dann und wann eine Bemerkung einsprechend, Theil; oder er saß wohl auch wieder in seinem Zimmer und ließ sich dort Stunden lang vorlesen. Und nun die Nächte! Die rühmte er immer als besonders schön. Er schlief wenig, stand oft Nachts auf und war lange wach, fast immer aber in lauter Freude und Erquickung. Oft versicherte er, er könne sich nur weniger schlechter Nächte oder auch nur böser Träume erinnern. „So lange Jesus bleibt der Herr, wird's alle Tage — und auch alle Nächte — herrlicher.“ Freilich, es war ihm auch eine körperliche Gesundheit geschenkt, wie sie nur Wenige haben. Krankheiten, Schmerzen waren ihm etwas sehr Ungewohntes. Wurden sie ihm dann einmal auferlegt, so geschah es wohl bisweilen, daß sie ihn mehr quälten und äußerlich aus dem Gleichgewicht brachten, als manchen Anderen, der darin mehr Übung hat. Doch sah er sie immer als ganz speciell und direkt von seinem Jesus ihm gesandte an, wandte sich nicht gern an einen Arzt und hatte wenig Vertrauen zu Medicamenten, obgleich er weit davon entfernt war äußere Heilmittel zu verachten oder gar deren Anwendung eines Christen nicht recht würdig zu halten. Den äußerlichen Gebrauch des Branntweins pries er Jedem an; innerlich nahm er ihn nie, doch nicht aus rigoristischen Gewissensbedenken, sondern um des Beispiels willen. Dagegen ging ihm

zu Hause seine alte große Pfeife nicht oft aus, wiewohl ihr ungewöhnlicher Inhalt, Tabak mit getrockneten Kirschblättern stark gemischt, schwerlich einem Anderen als ihm allein angenehm schmeckte und duftete.

In voller leiblicher und geistiger Rüstigkeit durfte Sengbusch 1872 zuerst sein goldnes Amtsjubiläum, dann seinen goldnen Hochzeitstag begehen. Die erstere Feier namentlich mußte bei seiner Eigenthümlichkeit gar anders ausfallen, als sie sonst gehalten zu werden pflegt. Innerlich war ihm ja der Tag ein wichtiger; er lebte immer viel und gern in Erinnerungen und hatte eine große Zahl jährlicher Gedenktage, die er stets mit Datum und Jahreszahl zu nennen wußte. Auch die äußere Anerkennung, die ihm vom Consistorium durch ein herzliches Glückwünschschreiben bezeugt ward (das goldne Brustkreuz hatte er schon 1867 erhalten), war ihm denkwürth und erwärmend, zumal da er dabei dessen gedenken mußte, wie gar anders er in jüngeren Jahren von Vorgesetzten beurtheilt war. Aber — er selbst entzog sich der persönlichen Theilnahme an der Feier, vielleicht zum Theil weil er sich „nicht weich machen lassen“ wollte, vielleicht auch weil er der „Ehre bei Menschen“, die ja leider bei solchen Gelegenheiten nur zu leicht einen nicht völlig wahren Ausdruck findet, lieber aus dem Wege ging. Der 10. September 1872 war ein Sonntag. Sengbusch fuhr früh Morgens zur Kapelle Kertel und kehrte erst Abends heim. Sein ihm sehr lieber junger Amtsbruder L. predigte auf seine Bitte für ihn in Pühhalep und wußte in der Kirche wie beim Mittag im Hause mit seinen herzlichen Worten die Saiten anzuschlagen, die in den Seelen derer, welche wußten, was sie an dem treuen Knechte Gottes hatten, voll widerklangen. Der goldne Hochzeitstag versammelte bald darauf einen großen Kreis, Kinder, Kindesfinder und Verwandte; fröhlich lobten sie mit einander den Herrn; der Jubilar selbst that das mehr allein auf seinem Zimmer.

Jetzt aber sollten über ihn und sein Haus ernste Leidenszeiten kommen, von denen er selbst so oft aus innerster Erfahrung bezeugt: „Die überstandnen Glaubensproben sind die rechten Materien zum Loben.“ Noch im Spätherbst desselben Jahres erkrankte seine treue Julie an einem inneren Leiden, das sie wohl schon oft heimgesucht hatte, jetzt aber sich zu fürchterlichen Schmerzen

mit gänzlicher Entkräftung steigerte. Im Januar 1873 war sie am Rande des Grabes, vom Arzte aufgegeben. Nach dem sie mit lallender Zunge gesagt: „Daß Du mir in Todespein wollst ein süßer Jesus sein,“ lag sie lange wie eine Sterbende bewußtlos da. Niemand von den Ihren wagte entschieden um ihre Erhaltung zu beten; aber unerbeten ward sie ihnen wiedergegeben; als ein Wunder vor Menschaugen. Die Genesung ging freilich sehr langsam von Statten, und ihre Kraft blieb eine gebrochene; doch konnte Sengbusch am Schluß des Jahres in sein Loosungsbuch ein jubelndes Resümé schreiben, das mit: „Julie vom Tode zurück“ beginnt und mit: „soli Deo gloria“ schließt. Noch zwei Jahre gab es dann in Pühhalep ein schönes Familienleben, das durch besonders lieben Freundesbesuch noch weitere Freuden gewährte, und an welchem sich jetzt der nun doch auch schon merklich alternde Hausherr äußerlich mehr und inniger betheiligte, als in früheren Zeiten. Aber zu Weihnachten 1874 erkrankte zum zweiten Mal die Seele des Hauses, die Mutter; zwar schmerzloser, aber bis zu tiefer Todesmattigkeit. Sanft und still ging sie am 1. Januar 1875 zu ihres Herrn Freude ein. „Herr Doktor,“ so hatte sie dem freundlich beruhigenden Arzt kurz zuvor gesagt, „denken Sie denn, daß ich den Tod fürchte?“ — und zu der Tochter, die sich fast verwundert über ihre gefaßte Todesbereitschaft geäußert: „Kind, wir werden uns auch nie recht bereiten, das muß alles der Herr thun.“

Alle, an die die Kunde von ihrem Heimgang kam, fragten wohl besorgt: wie wird der Mann ohne sie weiter leben? Nun, Sengbusch hat es tief gefühlt, was ihm genommen war. Aber Aeußerungen schmerzlichen Klagens hat Niemand aus seinem Munde gehört; er verbot solche sogar den Seinigen. Mit dem Liede: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ begann er laut singend die Abendandacht am Todestage der Frau, und sein Gebet war ein jubelndes Dankgebet. Dann ging er scheinbar ganz ruhig seines Weges weiter in der altgewohnten Weise. Viele haben das nicht verstehen können; man mußte ihn dazu eben kennen; er „machte sich stark“. Zudem erschien ihm der Tod immer fast nur wie ein Umzug aus einer unteren in eine obere Wohnung

und er konnte sich wirklich darüber verwundern, wenn er von einem gläubigen Christen hörte, daß ihn Todesfurcht quäle.

Still, sehr still ward es seitdem im Hause. Außerlich lebte der Greis, wie er früher gelebt, und die Tochter widmete sich jetzt mit verdoppelter Kraft dem Berufe, dem Vater seinen Lebensabend zu verschönen, alles Störende und Trübende von ihm abzuwehren, ihn nicht allzu viel vermissen zu lassen und ein gegenseitiges Verständniß zwischen ihm und der Außenwelt zu vermitteln. Leicht konnte ihr die Aufgabe nicht werden, und daß bei der zärtlichsten Aufopferung und fast übermäßigen Anstrengung aller ihrer Leibes- und Seelenkräfte sie dennoch die Mutter zu ersetzen im Stande war, dessen ist sie sich allezeit bewußt gewesen. Die Schwächen und Beschwerden des Alters machten sich immer mehr bemerkbar. Schon seit längerer Zeit war Sengbusch schwerhörig; nun wurde auch seine Stimme schwach; in der Kirche wurde er von Vielen nicht mehr gehört und verstanden. Die anstrengenden Lokalvisitationen und Hausbesuche konnte er oft nicht mehr leisten. Zudem war im Kirchspiel eine Generation herangewachsen, die ihn nicht mehr in den Jahren seiner Kraft gekannt hatte, die ihm wenig pietätvollen Respekt bewies, die einer energischeren Leitung und pastoralen Zucht bedurfte. Man legte ihm wiederholt den Gedanken nahe, er möchte einen Adjunkt engagiren, wozu der Kirchenpatron seine hülfreiche Hand zu bieten bereit war. Die Verhandlungen zerschlugen sich immer wieder, indem S. selbst Schwierigkeiten machte; vermuthlich in dem richtigen Gefühl, daß sich schwer ein junger Mann finden würde, der mit der erforderlichen Tüchtigkeit und Glaubensentschiedenheit ein zur Erhaltung des guten Einvernehmens ausreichendes Maß der zarten Selbstverleugnung gegenüber den Besonderheiten des Seniors besäße. Nun stellte sich das peinigende sogenannte „Greisenjucken“ ein, das ihm oft die Nachtruhe raubte. Dieses Leiden besonders legte ihm die Gedanken an ein Abschiednehmen von Pühhalep vor seinem Ende immer näher. Schwer genug ist ihm der Entschluß geworden. Lange hatte er gehofft, der Herr würde ihm das ersparen, seine lieben Leute von Pühhalep würden ihm daselbst sein Grab graben neben der theuren „Gehülfin“. Nachdem er zur Erkenntniß gekommen,

daß diese Hoffnung aufzugeben sei, ging er nun doch dankbar auf den Vorschlag seines zweiten Sohnes ein: er möchte sich auf dessen Gut, Karrishof auf Desel, das „Altentheil“ gefallen lassen. Erleichtert wurde ihm der Entschluß wohl in zwiefacher Hinsicht: einmal durfte er sich dort mit der Tochter in einem besonderen Nebenhause ganz unabhängig und ungenirt nach seiner Bequemlichkeit einrichten; und dann konnte er, in freundlichstem Einverständniß mit dem ihn hochschätzenden Pastor zu Karris, die altgewohnten Hausbesuche bei Bauern, soweit seine Kräfte es erlaubten, fortsetzen. So reichte er denn sein Abschiedsgesuch ein und zog am 16. Februar 1880 hinüber. Mit zartester, kindlicher Liebe hatte der vielbeschäftigte Sohn alles Geschäftliche für den Vater geordnet, alle Wege geebnet, bei der Einrichtung der kleinen, gemüthlichen Heimstätte den geringsten Wunsch des Greises berücksichtigt; es mußte, soweit irgend möglich, Alles so stehen und aussehen, wie es in Pühhalep gewesen. Da gab es denn der Herr als einen Allen fast unerwarteten Gnadens Segen zu solchem Liebesbemühen, daß die Umpflanzung des alten Stammes wohl gelang, der Vater sich bald an dem neuen Orte wohl fühlte und oft mit verklärtem Blick seinem Herrn für die Friedensstätte seines Abends danken konnte.

Ein Schweres freilich hatte die Liebe der Kinder und der Freunde beim Umzug von Dagö nach Desel von dem Alten nicht abzuwenden vermocht; das hat manchen Schatten auf seinen Lebensabend geworfen, den Seinigen viel Herzeleid bereitet und in weiteren Kreisen viel von sich reden gemacht. Während seiner 58-jährigen Amtsführung in Pühhalep hatte Sengbusch mit besonderer Liebhaberei viel Zeit auf ungewöhnlich eingehende Führung der gesetzlich angeordneten „Kirchenchronik“ verwandt. Alle seine Erlebnisse und Erfahrungen, sofern er sie irgend in einen Zusammenhang mit seiner amtlichen Wirksamkeit zu bringen mußte, hatten in dieser Kirchenchronik Raum gefunden. Bei der ihm eigenthümlichen Weise, von einem Gegenstand und Gedanken auf den andern überzuspringen, hatte er es nicht verstanden, rein persönliche und oft sehr subjektiv gefärbte Meinungsäußerungen und Urtheile über Personen und Verhältnisse von äußeren Thaten des kirchlichen Lebens zu unterscheiden.

So war denn aus der „Kirchenchronik“ ein ansehnlicher Foliant geworden, der als Sengbuschs Privatmemoiren interessant, lehrreich, theilweise sehr erbaulich sein konnte, aber jedenfalls in ein amtliches Kirchenarchiv nicht hinein gehörte. Da fanden sich unter Andreem auch recht herbe, mitunter objektiv nicht berechnigte Urtheile über alle die, mit denen der Pastor zu Bühhalep in Berührung gekommen, am meisten über den Kirchenpatron. Als das Buch dem Letzteren nach S.'s Abzug in die Hände fiel, war eine ihm und Andreem sehr bittere nachträgliche Untersuchung der Sache seitens der geistlichen Behörde die Folge. Wir unseres Theils können jenen faktischen Mißbrauch eines Kirchenbuches nicht rechtfertigen, wiewohl S. selbst sich erst spät und auch dann nicht ganz und voll von dem Unrecht, das darin lag, hat überzeugen können. Wenn man ihm aber daraus von anderer Seite beabsichtigte Feindseligkeit und Gehässigkeit hat machen wollen, so — kannte man ihn eben gar nicht. Nach wie vor hat er jenen Kirchenpatron und dessen Haus auf treuem, fürbittendem Herzen getragen.

Fast drei Jahre hat Sengbusch als Emeritus ein friedliches Stillleben bei den Kindern in Karrishof geführt. Im ersten Sommer, als ihm seine kranken Beine so stark anschwellen, daß er keine Stiefel anziehen konnte, sagte er ernst: „Sollte es wirklich des Herrn Wille sein, daß ich zu Hause sitzen muß und meine täglichen Fahrten in's Dorf aufgeben?“ Aber zum Erstaunen Aller schlossen sich die kleinen Wunden immer wieder, und nicht nur die Geschwulst wich, auch das höchst quälende Zucken gab sich ganz, um dessen willen er oft Nachts aufstand, bis er, durch Gotteswort und Gebet gestärkt, Erleichterung fühlte und ruhig wieder einschlafen konnte. Das tägliche Leben richtete er sich genau so ein, wie er es in Bühhalep gewohnt gewesen. Die Ausfahrten nach Mittag ließ er sich auch dann nicht nehmen, wenn sie ihn bei rauhem Wetter Ueberwindung kosteten; er wollte „dem Fleische nicht nachgeben“, wollte immer noch wirken, so lange es Tag war. Die Insulaner, bei denen er dann einkehrte, nahmen ihn stets freundlich auf, und manche einzelne Ausprüche von ihnen zeigten wirklich tieferes Verständniß für sein betendes Wort. So erzählte eine Dienstmagd, die bei einem solchen Besuche zugegen gewesen

war, mit großer Bewegung, wie der Pastor, nachdem er aus einem Buche vorgelesen, seine Brille hinein gelegt und das Buch zugeklappt habe mit den Worten: „Ja, wenn wir uns nur von ganzem Herzen so in Jesum hinein flüchten können, dann sind wir geborgen; dann verdeckt Er alle unsere Sünde, daß Nichts mehr von uns zu sehen ist, so wie ihr diese Brille jetzt nicht sehen könnt, — nur Er mit Seiner Gerechtigkeit steht vor dem Vater.“ „Das,“ sprach das Mädchen, „hat mein Herz getroffen, das vergesse ich nie.“ — In den Abendstunden ließ er sich von der Tochter viel vorlesen, die Zeitungen und Belletristisches, mit lebhaftem Interesse folgend, während er mechanisch eine Karten-Patience auslegte. Zur ephnischen Abendandacht mußte eine Glocke dem ganzen Hofpersonal das Zeichen geben, und der Sohn aus dem großen Hause fehlte fast nie dabei. Da redete er in den Gebeten immer so glaubensgewiß und sehnsuchtsfreudig von der Heimath, die droben ist, zu seinem hochgelobten und geliebten Jesus, der ihn nun bald in die Ruhe holen werde.

Tief erschüttert ward er von dem gräßlichen Kaisermord (1. März 1881). Er schrieb darüber seinem Bruder: „Ich bin sehr neugierig, ob ich es noch erleben werde, daß es klar wird, welche Kräfte der Finsterniß, welche höllische Mächte jetzt in der Welt losgelassen sind. Satan wußte das schon — Hiob 2, 4 —, daß der Mensch Alles, was er hat, für sein Leben läßt, und machte den Mammon schon nach 1. Mos. 3, 16. 17. zu seinem Stellverteter als „Gott dieser Welt“. Und nun finden sich Menschen, die diesen ihren Gott gering achten, ohne den wahren zu kennen, und bis zu einer Million einem doch offenbar hoch, und sehr hoch, geachteten Zwecke opfern; ja Andere und Viele, die mit Freude in den gewissen Tod gehen, während unsereiner es kaum begreifen kann, wie die theuerwerthen Märtyrer das für Jesus thun und leisten konnten. Welche dämonische Verblendung hat sie gefangen genommen? Oder sind es Anzeichen der letzten Zeiten, von denen Matthäus, Lukas und die Offenbarung so Greuliches berichten? Nun, dann wäre unser Trost, daß es nicht die allerletzten Zeiten sind, und daß nicht sie das letzte Wort sprechen. Es soll ja der alte Drache dann nur auf eine kurze Zeit losge-

lassen werden, und der zertretene Kopf sich nicht auf lange mehr erheben. Und dann, alter Bruder, tragen wir das Haupt jetzt hoch, oder wollen es hoch tragen und werden es dann emporheben, weil unser — Hallelujah! — unser Erlöser kommt! Wenn man von IHM zu sprechen anfängt, kann man wohl eigentlich zu Nichts Andreem mehr übergehen.

Er hat noch niemals was verseh'n
In seinem Regiment;
Nein, was Er thut und läßt gescheh'n,
Das nimmt ein selig End'!

Im Sommer 1881 sah S. alle seine Kinder und Kindes-
kinder fröhlich um sich versammelt, erfreute sich auch namentlich an
den Großkindern. Ein geräuschvolles Treiben freilich, insbesondere
„Kinderlärm“, wurde seinen in den letzten Jahren auffallend ge-
schwächten Nerven leicht zu viel; doch brachte man die Kleinen
gern unter seine segnenden Hände; der Greis pflegte ihnen dann
stets die Hand auf's Haupt zu legen mit den Worten: „Jesus sei
mit dir!“ Als am Weihnachtsabend eine kleine Großtochter vor
ihn hintrat und ihm das Verslein sagte: „Ich bin ein kleines
Kindelein, und meine Kraft ist schwach, ich möchte gerne selig sein
und weiß nicht, wie ich's mach',“ — da erwiderte er mit freude-
strahlendem Auge, indem er ihren Kopf in seine beiden Hände nahm
und küßte: „O, das weiß der Herr Jesus um so besser, da brauchst
du nicht zu sorgen.“ Am allerletzten Weihnachtsfest ging er nicht
mehr, wie sonst, in das große Haus zum Sohne. Im Sommer
und Herbst (1882) hatte er sich zwar noch so wohl gefühlt, daß
er wiederholt äußerte: „Der Herr hat geradezu ein Wunder an
mir gethan, ich bin ja wieder gesund wie nur je.“ Aber im Ok-
tober hatte er sich bei seinen Dorffahrten erkältet, achtete nicht
darauf, fuhr trotz Gegenbitten der Kinder wieder aus, bekam nun
aber Fieber und Athembeschwerden, die ihn erschöpften. Der Arzt
erklärte es später für eine Lungenentzündung, die zwar gehoben
sei, aber die Kräfte stark absorbirt habe. Monate lang wechselte
der Zustand; es traten immer wieder Rückfälle ein; der Appetit
schwand; die Kräfte sanken mehr und mehr. Zum Weihnachtsfest

gab Gott eine etwas leichtere Zeit; der älteste Sohn kam aus Moskau herbei; und wie freute sich der Alte an diesem „seinem Gnadenkinde“ mit dem schon ergrauenden Haar: „Bist du doch gekommen, uns in unserer Schwachheit beizustehen!“ Der Sohn las ihm nun unermülich vor, weil er nur dabei einschlafen konnte. Flehentlich bat ihn die Tochter, er möchte doch ja nicht mehr Nachts aufstehen, „für eine Stunde oder zwei,“ wie er immer zu thun pflegte, um fürbittend derer zu gedenken, die er im Herrn lieb gewonnen; diese wachen Nachtstunden, sagte er, seien ihm die schönsten und liebsten, da könne er so ungestört mit dem Herrn reden: „er habe Ihn kaum mehr zu bitten, nur immer Ihm zu danken; und so halte er Ihm Seine Wunder vor, die Er an ihm gethan, auch in seinen Kindern, und nenne Ihm die Namen derer, die Er ihm gegeben als Brüder und Schwestern.“ In seiner allerletzten Krankheit noch rang er mit Gott für den einst von ihm konfirmirten Baron H. (in Riga), der unter schweren Leiden dem Tode entgegenjah; und: „gelobt sei der Herr,“ rief der selbst Todesmüde, als ihn die Anzeige von dessen Sterben erreichte.

Nachdem der älteste Sohn ihn wieder hatte verlassen müssen, wurden ihm einige leichtere Nächte und Tage geschenkt; aber als die Tochter ihre Freude über die entschiedene Besserung aussprach, erwiderte er: „Ja, mein Kind, und doch habe ich den Herrn eben noch gebeten, Er möchte mich zu sich nehmen.“ Und als er derselben einmal eine Bitte überreich gewährt, und sie darauf gesagt hatte: „Nein, dann kann ich dich ja nächstens gar nicht wieder bitten“ sah er sie freundlich lächelnd an und sprach: „Kind, du wirst mich überhaupt nicht lange mehr bitten können.“ Wenn sie, die seinen Tod wirklich gar nicht so nahe glaubte, dem mit Gründen widersprach, schnitt er das kurz, aber gütig ab: „Lassen wir's! das weiß der Herr Alles!“ Nachdem er am 8. Januar (1883) mit dem Sohn alle seine irdischen Bestimmungen abschließend durchgesprochen, brachte er die Nacht auf Sonntag (d. 9.) ziemlich schlaflos zu. Doch verlangte er am Morgen von der Tochter angekleidet zu werden und erfuhr dabei von ihr, daß sie, wenn's ein guter Tag wäre, die Absicht gehabt hatte zur Kirche zu fahren, um das Abendmahl zu empfangen. „Aber,“ fügte sie hinzu, „nothwendig ist das ja gar

nicht, ich bleibe auch so gern.“ „Ja, Kind, das ist sehr nothwendig,“ war die ernste Antwort. Er stand auf und fing an selbst eine Predigt zu lesen, während er sie sich in den letzten Wochen hatte vorlesen lassen. Die zurückgekehrte Tochter mußte ihm dann auch wieder vorlesen, was die Post gebracht. Bei der Zeitung aber sagte er öfter als sonst mit einem kleinen Ton von Ueberdruß: „überschlage!“ Auch genießen mochte er Nichts mehr, nicht einmal den Bouillon und Wein, der ihm nach ärztlicher Verordnung immer aufgenöthigt wurde. Es kam auch noch ein Brief, von dem er gesagt: „Ich denke, den wird mich der Herr noch erleben lassen.“ Er hatte nämlich Dr. Bruker in Riga, den Sohn seines ihm vorangegangenen Jugendfreundes, um dessen ärztliche Meinung wegen seines Zustandes gefragt, vermuthlich mehr um der Seinigen willen, da ja er selbst sein nahes Abscheiden erwartete. Die Antwort lautete offen und eingehend: „erschöpfte Lebenskraft.“ Still heiter hörte er sie an und ließ dem Arzt warmen Dank sagen. Es war sein letzter Tag auf Erden.

Als er sich Abends zu Bette gelegt, die Tochter ihm wie immer noch einmal die Loosung vorgelesen (die er in der letzten Zeit schwer im Gedächtniß behielt) und ihm gesagt hatte: „Jesus sei bei dir und gebe dir eine gute Nacht!“ rief er laut und eindringlich: „Ja, Jesus, Jesus bleibe bei uns, bei uns!“ Daß aber ein Mensch zur Nacht bei ihm im Schlafzimmer bliebe, hatte er den Seinigen trotz inständigen Bitten nie gestattet; so mußte ihn auch dies Mal die Tochter verlassen. Um Mitternacht trat sie leise an die Thür; er schien ruhig zu schlafen. Um 5 Uhr Morgens kommt sie wieder, nähert sich vorsichtig dem Bette im Dunklen; es ist Alles ganz still. Da gewahrt sie etwas Weißes am Fußboden, meint, es sei wohl ein Kleidungsstück, will es aufheben, — ihre Hand berührt ein starres, kaltes Bein! Noch kann und will sie es nicht fassen, was da soeben geschehen sein muß — denn das Angeficht ist noch warm — es wird nur eine Ohnmacht sein! „Nein,“ spricht der herbeigeeilte Sohn, „das ist nicht Ohnmacht.“ Er war todt. Schnell und still hatte der Herr seinen müden Knecht hinübergenommen.

Die meisten unter uns werden sich's nicht wünschen, daß sie

so ganz allein sterben müssen; Vielen mag dieses einsame Sterben etwas Schauerliches haben. Nicht so unser Sengbusch; dem hatte der Herr damit recht eigentlich seines Herzens Wunsch erfüllt. „Laß mich ganz allein, wenn du siehst, daß es mit mir zum Sterben geht, halte dich ganz still, ich habe große Furcht vor dem Gestörtwerden im letzten Kampf!“ so hatte er Jahre zuvor zu der Tochter gesagt, als er sich einmal sehr krank gefühlt. Und nun war er ja „durch“, enthoben dem „Leben mit halber Kraft“; das er so gefürchtet. Ein sanftes Sterbestündlein hat ihm sein Jesus bescheert, Auge in Auge mit Ihm. Er starb, wie er gelebt: „rein ab und Christo an.“

Die irdischen Reste haben die Kinder nicht nach Pühhalep zurückgebracht und neben die der Frau und der Tochter gebettet. Manche mochten das gewünscht haben und gemeint, der „arme Hirte“ gehöre doch zuletzt nur in sein „einsames Thal“. Aber über das Transportiren von Leichen hatte er selbst sich immer mißbilligend geäußert. Auf dem Kirchhofe zu Karris ruht sein Leib und harret der Auferstehung entgegen. Nach seiner eigenen Bestimmung ist ihm nur ein großes, schwarzes Kreuz von Gußeisen auf's Grab gesetzt worden, ganz ohne Namensaufschrift; es steht Nichts darauf als: Joh. 21, 16 („Spricht er zum andern Mal zu ihm: Simon Johannes, hast du mich lieb? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm; Weide meine Lämmer“) — und darunter: Nr. 369, Vers 2 (aus dem ehestnischen Gesangbuch); deutsch lautet der Vers:

Heerden ihren Hirten lieben,
 Und ein Hirt liebt seine Heerd'!
 Laß uns auch so Liebe üben,
 Du im Himmel, ich auf Erd'!
 Schallet deine Lieb' hernieder,
 Soll dir meine schallen wieder.
 Wenn du rufft: ich liebe dich!
 Rufft mein Herz: dich liebe ich! —

Die Beerdigung vollzog Superintendent Winkler; schlicht und still, ganz nach dem Sinn des Entschlafenen, ging es dabei her. Worte des warmen Dankes, nicht den Menschen lobende Worte,

wurden ihm nachgerufen, im Namen aller derer, auch der umwohnenden Christen, denen er, seine Altersmüdigkeit gering achtend, das Evangelium von der seligmachenden Gnade in die Häuser getragen. „Keiner sei wohl je zu ihm gekommen, ohne von seiner brennenden und zündenden Jesusliebe einen Eindruck mitzunehmen.“

— „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr,“ sang man ihm nach, wie er es schon lange Jahre zuvor den Seinen aufgetragen hatte.

Zu uns redet er noch, wiewohl er gestorben. Uns ist's, als riefte er uns zu: „Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin; denn die Sonne hat mich so verbrannt“ (Hohel. 1, 5). Aber „mein Freund ist mein, und ich bin sein“ (Hohel. 6. 2).

„An mir und meinem Leben
Ist Nichts auf dieser Erd';
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth.“

„Ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott; wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit“ (Col. 3, 3. 4).

Ja, wir auch? — — Das hilf uns, Herr Jesu! Amen.

